Aus dem „wunderlichsten Buche."

Neue Novellen

von

Elise Polko.

Neunte Folge.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke.
1868.

Aus dem

„wunderlichsten Buche.“

Von

Elise Polko.

Motto:
„Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist die Liebe.“
Goethe.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke.
1868.

Inhaltsverzeichniss.

Unica.

„La durée de nos passions ne dépend pas plus de nous que la durée de notre vie.“

„Wer ist die Kleine in Blau mit dem pikanten Profil und dem eleganten Füßchen, die soeben zur Française antritt?“.

„Sie meinen die schlanke Blondine, Major, die mit dem französischen Gesandten sprach. Das ist ein Fräulein von Bodmer, frisch aus der Pension gekommen und bei Scharfenecks zum Besuch. — Die lebenslustige Frau, die Sie ja kennen, ist ihre Cousine — oder etwas dergleichen — ich weiß es nicht genau. — La petite ist hübsch und reich, aber — — zu jung für Sie, mon cher. — Im Moment zwar nicht, allein zehn Jahre später ohne Zweifel. Nichts unbequemer in einem certain age, Theuerster, als eine Herrin, die ein Recht hat, an Welt und Leben noch Ansprüche zu machen, während

wir selber doch auf der weichsten chaise longue ausruhen wollen."

— „Wer denkt denn gleich an's Heiraten! Ist sie Waise?"

„Ja. — Wenn ich nicht irre, war ihre Mutter später noch einmal verheiratet, in Oberösterreich glaube ich — — doch habe ich den Namen des Schutzherrn vergessen. Sie starb vor sechs Jahren etwa, und ihr zweiter Gatte überlebte sie, so viel ich mich erinnere, kaum ein Jahr. Es wurde dieser Insérable-Tod damals in den Zeitungen erwähnt als seltener Beweis zärtlicher Gattenliebe. — Die Bodmer war eine bekannte Schönheit am ***schen Hofe, — — die Kleine ist nicht halb so bestrickend als die Mutter war. — — Es wundert mich, daß Sie nichts davon gehört?"

„Ich war damals in der Schweiz und Italien, um meine Gesundheit zu restauriren. Meine Wunden vom italienischen Kriege hatten mich ja in W. lange festgehalten."

„— Ah; richtig, — gepflegt von den weißen Händen einer vornehmen Samariterin. — Man hat mir davon erzählt! — Unter den wunderlichen Passionen der Frauen ist diese — — fast möchte ich sagen — Blutgier, — doch eine der

wunderlichsten. Wenn ich eine Tochter hätte, ich würde sie enterben, wenn sie eine derartige Carrière einzuschlagen Lust zeigte." —

„Das dürfte wohl nicht der härteste Schlag sein, der Ihre eingebildete Tochter treffen könnte, liebster Walden," lächelte Mengen; „aber Scherz bei Seite, ich möchte auch nicht, daß meine Schwester an den Betten meiner Kameraden säße, mit denen sie ein Jahr später vielleicht im Ballsaal zusammentrifft. — Aber die Beweggründe, die ein junges Wesen in diese Stätten des Jammers treiben, sind, meiner Ansicht nach, doch viel seltener frivoler Natur, als wir glauben. Nichts Geringeres als das „ewig Weibliche" zieht sie hinan — nämlich jenes himmlische Erbarmen, jene unendliche Liebesfähigkeit und Opferlust des Frauenherzens."

„Oder — die Liebesbedürftigkeit, mon ami, — dazu ein wenig Romantik und Eitelkeit. Diese holden Pflegerinnen wissen recht gut, daß ein Heiligenschein besser steht, als selbst ein Kranz jener berühmten fleurs mortes aus der Fabrik des eleganten Monsieur Constantin in Paris. — Man denkt weniger an die Wunden, die man heilen, als die man schlagen möchte." —

„Fi donc — Lästerzunge! Welche Wunder vollbrachte die weibliche Hand in den Hospitälern und Lazarethen.“

„Ja — die Hände der barmherzigen Schwestern — aber nicht jene kleinen, reizenden, nichtsthuerischen Lilienblätter, nicht diese Sammetpfötchen von weißem Mousselin, mit rosa Taffet gefüttert, wie Gräfin Ida sagt. — Ich bitte Sie — diese Finger, die à peine eine Nadel festzustecken vermochten, die den Pinsel führten, die Tasten eines Claviers oder die Saiten einer Harfe berührten und höchstens ein Handschuhknöpfchen annähten, nebenbei etwa auf den Goldschnittblättern irgen einer Gedichtsammlung ruhten (im Geheimen, und behandschuht freilich noch öfter auf einem Leihbibliothek-Roman), die sollen die Arbeiten einer Magd — oder schlimmere noch — mit Geschick verrichten? — Unsinn, Theuerster! Mag der Wille in einzelnen Fällen noch so gut sein, es ist ein Ding der Unmöglichkeit, sich aus einer Salondame mit einem Schlage in eine sœur grise zu verwandeln. Das ist genau so, als in einem Monat singen lernen zu wollen. — Welche Schule durchlaufen die barmherzigen Schwestern, ehe man sie an den Schmerzenslagern der Schwer-

verwundeten zuläßt, und unsere Dämchen springen mit einem kecken salto mortale, ohne Examen, mitten in die Praxis hinein und wollen Dinge unternehmen, vor denen ein Chirurgengehülfe zurückschreckt. Fragen Sie die Aerzte, mit welch' verstecktem Grimme sie die meisten jener zierlichen Gestalten kommen und mit welch' unverhohlener Freude sie dieselben gehen sehen. Ich glaube nur an eine bedingte Opferfähigkeit der Frauen — nämlich: wenn sie lieben."

„Sie mögen Recht haben — — aber dann ist jene indische Witwenverbrennung auch Kinderspiel gegen die Dinge, die sie für uns zu thun oder zu leiden bereit sind. — Das, was wir zurückgeben, steht, ehrlich gesagt, in keinem Verhältniß zu dem, was wir empfangen von einem edlen Frauenherzen, das uns leidenschaftlich liebt." —

„Haben Sie diese Studien zuerst bei Ihrer jugendlichen Pflegerin in W. gemacht? — War sie etwa die Tochter Ihrer Wirthin?"

„Sie war die Nichte einer alten Generalin, die sich aus Patriotismus mehrere Schwerverwundete ausgebeten hatte. — Das junge Mädchen bewies ein merkwürdiges Krankenpflegerinnen=

Geschick. Seit meiner Mutter Hand hatte mich nie eine andere so sanft berührt!"

„Und warum hielten Sie diese zierlichen Finger nicht fest?" — —

„Ich weiß es selbst nicht recht — — ich denke wir paßten nicht zusammen — — auch war sie Katholikin — — in jedem Falle ist dies Intermezzo von uns Beiden längst vergessen!" —

„Sahen Sie sich nie wieder?"

„Nein. — — Doch wollen wir nicht in den Spielsalon gehen, Graf?" setzte Mengen mit veränderter Stimme hinzu und wandte sich hastig. — Er war auffallend blaß geworden. —

„Mais mon cher — ich denke, ich sollte Sie der hübschen Blondine vorstellen — Sie sind ja plötzlich launenhaft wie eine Frau —"

„Ich bin nur müde, und das ist kein geeigneter Moment, Liebenswürdigkeit zu entfalten."

Walden ergriff den Arm des Freundes. „Noch eine Frage: sehen wir uns morgen in der musikalischen Soirée der Hofräthin? Wir werden in dem Zimmer des Hausherrn eine Whistpartie haben und nachher ein feines Souper."

„Ich denke erst später hinzukommen — diese Dilettantenmusik ist mir zuweilen geradezu uner-

träglich. Die kleine Blonde ist hoffentlich nicht musikalisch. — Und doch wiederum den ganzen Abend am Spieltisch verbringen, läßt uns vor schönen Augen entsetzlich alt erscheinen."

„Aber die Zeit ist auch da, liebster Junge, wo wir aufhören müssen, die Dandies zu spielen," sagte Walden. — „Es sind da leider auf der Stirn und um den Mund der verrätherischen Falten nachgerade etwas de trop geworden, und nicht alle jene Zeichen der Abenddämmerung versteckt der hülfreiche Bart. Doch wir dürfen zufrieden sein und mit der sentimentalen Thekla sagen: „Ich habe genossen das irdische Glück." — Meinen Sie nicht auch, Mengen? — Ich werde jetzt eine reiche, angenehme, opferdurstige Frau suchen d'un certain age, die den Menus meiner Tafel die gehörige Aufmerksamkeit schenkt, mich pflegt, und so weiter, will mich also mit einem Wort zur Ruhe setzen. Folgen Sie meinem Beispiel, Major, und fliehen Sie vor Allem die kleine Coquette in Blau. Soeben habe ich Ihre Augen wieder auf dem Wege zu ihr ertappt."

„Ganz natürlich, weil ich einen Anflug von Reue verspürte und mir Vorwürfe machte über ein beabsichtigtes uncavaliermäßiges Davonlaufen. Zur Strafe will ich zu ihr gehen und mich vor-

stellen lassen, um mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht nachher mich gänzlich zurückzuziehen. Allons donc! Besorgen Sie mit Ihrer bekannten Gewandtheit gefälligst die nöthigen Façons, bitte!"

„Eh bien! Vous l'avez voulu, George Dandin. Vous l'avez voulu!" murmelte Walden achselzuckend, und die beiden Männer kehrten in den Tanzsaal zurück. —

Als wenige Minuten später Major Mengen dem jungen Mädchen gegenüberstand, verrieth seine Miene durchaus nichts von jener Lässigkeit, mit der er den Weg zu ihr angetreten, er entwickelte vielmehr, nach den ersten üblichen Höflichkeitsphrasen, einen solch' liebenswürdigen Eifer sie zu unterhalten, daß die sanften braunen Kinderaugen vor Freude strahlten und sie ihren Lieblingstänzer zum nächsten Walzer, „Vetter Albrecht," nicht mit dem gewohnten lebhaften Vergnügen empfing. —

Die beiden Männer grüßten sich flüchtig, aber bekannt. „Sie kennen ihn also — — ist der Major Mengen verheirathet?" — fragte Blanche Bodmer ihren Tänzer lebhaft im Weitergehen. „Nein, Cousinchen," lautete die scherzende Antwort, „der hat zu vielerlei Bräute gehabt, darum dürfte es ihm schwer werden eine Frau zu finden. — Ich

rathe Ihnen ernstlich, ihm aus dem Wege zu gehen — — es steckt etwas von einem Blaubart — vielleicht sogar ein Stück Vampyr in ihm. Er soll sich jeden Morgen bei verschlossenen Thüren den Bart mit größter Anstrengung schwarz färben, — aber wenn die Sonne darauf scheint, sieht man es doch blau durchschimmern. Geben Sie künftighin nur einmal Acht!" —

„Mit Ihnen kann man nun einmal kein vernünftiges Wort sprechen, Albrecht," sagte das junge Mädchen, halb lachend, halb ärgerlich. „Daß er etwas Besonderes, habe ich ihm sogleich angesehen. Sicher hat er eine unglückliche Liebe gehabt." — —

„Gute Nacht," sagte Mengen zu seinem Freunde, als Blanche Bodmer davongeschwebt war.

„Nun? — Und Sie sagen mir nicht, wie sie Ihnen gefiel, die niedliche Elfe, der Sie so eifrig eine viertel Stunde lang den Hof gemacht."

„Ah bah! Wie kann man ernsthaft über eine Siebenzehnjährige plaudern, wenn man sich nicht mehr in dem glücklichen Stadium eines Secondelieutenants befindet. — Ein Schneeglöckchen mit grünen Spitzen, ein schlankes neugieriges Mai-

blümchen — voilà tout! — Sie wissen, ich liebe eben nur die Rosen mit — ihren Dornen."

Blanche Bodmer führte als wohlerzogene Schülerin der berühmten Madame Dubois in F — — ein Tagebuch, und wenn ihr auch am Abend, während der gewissenhaften Aufzeichnung aller ihrer kleinen Erlebnisse und Gedanken, sehr oft die Feder aus der Hand fiel und die langen Wimpern sich schlossen, — so würde sie dennoch nimmermehr sich einer Versäumniß in dieser Beziehung schuldig zu machen gewagt haben. — Hatte sie doch der würdigen Pensionsvorsteherin gelobt, nach Ablauf eines Jahres diese wichtigen Blätter nach F. zu senden, als lebendigen Beweis ihres unvergänglichen Vertrauens und treuen Gedenkens aller empfangenen Lehren. So legte das junge Mädchen denn auch heute, nach dem Ball, ihre Schreibmaterialien zurecht, holte das wichtige Buch herbei, das mit silbernen Klammern und einem Schloß, auf dem das Bodmer'sche Wappen gravirt, versehen war, — und ließ sich dann erst den Ballstaat abnehmen. — Im Peignoir, das reiche blonde Haar eingeflochten, saß sie da, ein anmuthiges Bild der Ermüdung — und den Kopf auf den Arm gestützt, folgte sie zerstreut den

Bewegungen der Dienerin, die den Vergißmeinnichtkranz auseinanderbog, die Schärpe glättete, die zerdrückte Spitzenberthe zurecht zupfte und die welken Herrlichkeiten der Cotillonerrungenschaften in eine Schale voll Wasser stellte. —

— Wie schade, daß Alles schon vorüber! —

„Geh' zu Bett, Nina," sagte Blanche jetzt, „ich will noch schreiben und brauche Dich nicht mehr!" —

Wie wichtig das klang! — Wie stumpfsinnig oder — wie gut geschult — mußte doch eine Nina sein, daß sie nicht verwundert stehen blieb und wenigstens ihren Augen die Frage erlaubte: an wen kann man nach Mitternacht noch schreiben wollen?! Sie verschwand aber statt dessen mit großer Schnelligkeit, offenbar erfreut, daß sie es nicht war, die noch zu schreiben brauchte. —

Auf dem vorhergehenden Blatt des neu aufgeschlagenen Tagebuchs stand das Recept einer süßen Speise à la princesse, einige Bemerkungen über Frauenemanicipation, einem Journal entnommen, aber mit einigen Randglossen verziert, — ein neues Liebeslied von Geibel, — Toilettenvorbereitungen zu dem heutigen Ball, und das gewissenhafte Verzeichniß abgesandter und eingegangener Briefe. —

„Der Ball ist vorüber, auf den ich mich so lange gefreut“ — schrieb nun die kleine Feder, „und es ist unbegreiflich, wie schnell die Stunden entfliehen, wenn man tanzt. Vetter Albrecht ist aber auch ein Mustertänzer, und es ist schade, daß er kein Lieutenant mehr ist und schon das Gut übernommen hat, die Uniform muß ihm gar zu hübsch gestanden haben. Selbst in dem langweiligen häßlichen Civil sieht er stattlicher aus als alle Anderen. Man verspottet uns arme Mädchen immer wegen unserer Vorliebe für den sogenannten bunten Rock, und sie ist doch eben nichts als eine Aeußerung jenes Schönheitssinnes, den wir von der Natur empfangen. Es ist der Reiz der Farbe, der uns fesselt. Die Jugend und das Glück hassen das Schwarz. — — Wir lieben in dem Roth — Blau — Gold und Silber doch im Grunde nur die Blumen, den Himmel, die Sonne und Mond und Sterne. —

„Albrecht mußte sich doch etwas krähenhaft heute vorkommen unter seinen ehemaligen Kameraden, — aber seine Laune ist, glaube ich, durch nichts zu trüben. Wie liebenswürdig er auch gegen die Vernachlässigten war! Er hat das beste Herz von der Welt. — Entsetzlich muß es sein,

nicht aufgefordert zu werden, ich glaube, daß meine theure Erzieherin eine derartige Erfahrung auch zu jenen vielen schweren „Täuschungen" rechnete, von denen sie oft verblümt redete, und die uns armen Frauen das Leben verbittern. Ich kann mir, außer dem Unverheiratetbleiben, nichts Schlimmeres denken. — Was will eine unglückliche Liebe sagen gegen ein Sitzenbleiben, gegen eine unfreiwillige Einsamkeit? — Ob wohl Schwester Unica deswegen nie auf den Ball gegangen ist, weil sie sich vor solchem Sitzenbleiben fürchtete? — Cousine Molly, sagte Unica, würde auf keinem Ball Furore gemacht haben, da sie dort weder hübsch, noch liebenswürdig, noch elegant erscheine — — aber ich meine, Jeder, den Unica's Augen nur einmal getroffen; Jeder, der sie singen hörte oder lächeln sieht, müßte ihr zu Füßen liegen und sagen, sie sei ein Engel. — Freilich auf dem Ball — — das ist etwas Anderes, sie hat ein so seltsames Wesen, und Weiß wird ihr schwerlich stehen — und ich wollte auch selber viel lieber sitzen bleiben als *sie* vernachlässigt sehen. — Nun — ich brauche mich einstweilen nicht zu beunruhigen, Unica denkt nicht mehr an's Tanzen. Sie ist ja zehn Jahre älter als ich! — Eigentlich sollten die Damen die

Herren auffordern, dann gäbe es kein Ballfieber mehr! — Wenn die vielbesprochene „Emancipation“ doch wenigstens das bewirkte, — ich für meinen Theil würde nie mehr verlangen, und noch viel lebhafter für dieselbe schwärmen als jetzt, wo ich eigentlich doch nicht recht weiß, wovon wir uns emanicipiren sollen! — Meine Toilette war tadellos, — so köstlich blau und frisch, — Cousine Molly trug rosenrothen Taffet — (Weiß steht ihr übrigens viel besser, und Albrecht sieht ihr eigentlich gar nicht ähnlich) — und so waren wir mit einander zufrieden, und unsere Tänzer schienen es auch mit uns zu sein. Wenn ich übrigens, wie die Cousine, zwei so reizende kleine Kinder zu Hause hätte, würde ich, glaube ich, mir nicht mehr so viel aus dem Tanzen machen, sondern immer mit ihnen spielen. — Ich habe bis im vorigen Jahre heimlich mit Puppen gespielt, — solch' eine lebendige Puppe muß doch entzückend sein, — noch schöner sogar als ein zärtlicher Bräutigam. — Nach der zweiten Française brachte mir der ewig spottende Graf Walden mit dem grauen dünnen Haar, den ich gar nicht leiden mag, einen Major von Mengen. Er ist auch schon ein wenig alt, wahrscheinlich bald

vierzig Jahre, aber er hat noch junge Augen, überhaupt andere Augen als alle Männer, die ich bis jetzt gesehen, und in seinem Gesicht etwas, das mich neugierig macht. Albrecht's dunkle Augen sind zwar im Grunde viel schöner — wenn sie nur ein klein bischen schwermüthig aussehen wollten! Aber dies ewige Spotten und Necken und Aufziehen mit meinen „thränenreichen" Lieblingsdichtern! — Es ist wirklich kaum zum Aushalten! — Major Mengen's Augen sind blau, und ich habe sonst blaue Augen bei Männern nicht leiden mögen. Diese aber funkeln und blitzen wie Stahl in der Sonne. — Er scherzte viel mit mir, aber mir war's, als ob es ihm nicht recht vom Herzen käme. — Die Cousine, die ihn schon länger kennt, sagt, er sähe aus wie ein Mann, der sich über die Frauen lustig mache, — sie kann ihn nicht leiden, — ich lese aber etwas ganz Anderes in seinem Gesicht, als sie darin finden will. Sollte er nicht eine unglückliche Liebe gehabt haben? Molly lachte mich aus, als ich das beim Nachhausefahren fragte. — „Männer haben überhaupt keine unglückliche Liebe, nur Frauen sind so thöricht," meinte sie. — Wenn das wahr ist, sollte mir's für die Männer leid thun, denn ich denke

mir eine unglückliche Liebe eben gar zu herrlich! — Ich habe es mir heimlich schon in der Pension gewünscht, einmal so recht kreuzunglücklich zu lieben, aber das heißt, zum Schlusse müßte Alles gut werden. Auch denke ich mir's so schön, einem armen, kranken Verlassenen sein Herz zu schenken, den Niemand ausstehen kann, oder einem großmüthigen Räuber, oder einem Mörder aus Versehen. Dann sagen zu können: sei nicht mehr verzweifelt — hier hast Du mich, ich will Dir die ganze Welt ersetzen, — ich liebe Dich und will Dir folgen, wohin Du gebietest," — das muß doch gar zu entzückend sein! — Was ist denn Großes daran, wenn man mit allgemeiner Erlaubniß und hoher obrigkeitlicher Bewilligung einen Mann heiratet, und Herz um Herz tauscht und weiß, daß man ein bequemes Leben haben wird? Da ist's auch leicht, treu zu bleiben! Aber wenn Noth und Unglück kommen, — wie in den Romanen — dann lohnt sich's noch der Mühe! Freilich müßte die Armuth nicht sehr lange dauern, und man müßte auch immer so viel übrig behalten, um einfache weiße Kleider tragen zu können — und ein frisches Band im Haar. — O ich wollte meinem Erwählten schon gefallen in allem Elend! —

„Aber wie soll mir hier in den Ballsälen solch' ein edler Ausgestoßener begegnen? Auf dem Lande ist das viel leichter — ich will zu Unica auf das Gut des Onkels! — O, wie ich mich nach ihr sehne! — — Morgen ist freilich die Soirée bei der Hofräthin, und Vetter Albrecht kommt von Hohenfels auch dazu herüber. — Da könnte man doch erst übermorgen fort. — Ich werde ihn aber fragen, ob sich dort bei ihm nicht irgend ein geheimnißvoller Ansiedler finden ließe. Aber dann lacht er mich wieder aus und citirt meinen Lenau und meinen Heine und meinen Geibel — nein, nein, ich will lieber schweigen und im Stillen selber forschen. — „Auf geheimem Waldespfade — —" hier fiel die Feder auf's Papier. — Die Beichte war geschlossen. — Blanche fuhr fröstelnd auf, — löschte das Licht, sprach halb im Traume ihr Abendgebet — und legte den hübschen Kopf auf das Kissen, um weiter zu tanzen, und zwar diesmal mit dem Major Mengen, und Vetter Albrecht stand von Ferne und sah entsetzlich melancholisch aus. — — —

Am nächsten Morgen klopfte es ein wenig ungestüm an Blanche's Schlafzimmer. Das junge Mädchen öffnete — stieß einen Freudenschrei aus und schlang die Arme um den Hals einer hohen

schlanken Frauengestalt. — Unica war angekommen. — Ruhig und freundlich stand sie da in ihrem grauen Reisekleide, küßte ihre kleine Schwester und sagte: „Ich komme nur im Fluge, um zuzusehen, ob Du auch noch Deine rosigen Wangen hast und nicht zu viel tanzest.“

„Ich möchte mit Dir zum Onkel gehen, Unica,“ antwortete Blanche hastig; „ich dachte schon gestern Abend daran und habe in der That genug getanzt. Nur heute Abend müssen wir noch zur Hofräthin M— und Du gehst mit.“ —

„Nein, Liebste, ich bleibe zu Hause und warte auf Dich, und wenn mich nicht Alles täuscht, so leistet Oscar mir gern Gesellschaft. Albrecht kommt doch sicher herüber, um Euch zu begleiten?“ —

„Wenn Du nicht mitgehst, bleibe ich bei Dir.“

„Aber sei doch vernünftig — was sollte ich unter all' den fremden Menschen — und gar in einer Tanzgesellschaft?“

„Die Hofräthin ist Dir doch nicht fremd? sie war ja Papas Freundin.“ —

„Bitte, quäle mich nicht — — zudem habe ich auch kein hochzeitlich Kleid mitgebracht.“ —

Frau von Scharfeneck unterbrach hier das Gespräch, umarmte lebhaft ihre Verwandte, fragte

und erzählte viel, lachte über Blanche's Eifer, Unica zum Besuch der Soirée zu bereden, und fand dies Verlangen geradezu kindisch.

„Wie kann man so egoistisch sein?“ sagte sie; „ich würde wahrlich auch nicht gehen an Unica's Stelle, und mein Mann wird den Tag segnen, wo er ihr ungestört ein paar Stunden zu Füßen liegen darf. Wie glücklich würde ich sein, wenn wir absagen dürften, theure Unica; aber erstens singe ich in einem Quartett die Oberstimme, das bei unserem Wegbleiben ausfallen müßte, zweitens kommt Albrecht, um uns abzuholen, und es würde bittern Kummer geben auf mehr als einer Seite, wenn — —“

„O auf meiner sicher nicht,“ rief Blanche erröthend.

„Wer spricht davon?“ — flüsterte Unica mit melancholischem Lächeln und zog die Schwester sanft an sich. — „Zeige mir Deine Toilette, Kleine. Frage ich auch für mich nicht nach dergleichen Dingen, so sehe ich Dich doch gern in Deiner Wolkenumhüllung von Krepp und Spitzen und mit Rosen im Haar.“ — —

Blanche konnte sich zwar lange nicht zufrieden geben und wollte durchaus bei der Schwester zu

Haus bleiben; als aber der Abend wirklich herankam und mit ihm der heitere Vetter, der junge Gutsherr von Hohenfels, da bedurfte es doch keiner großen Ueberredung, sie zu bestimmen, jene reizende Toilette anzulegen, die Unica schon am Morgen bewundert, weißen indischen Mousselin mit Rosen, und Unica's Hand befestigte selber den Rosentuff auf der linken Seite des zierlichen Kopfes.

„Es ist doch zu schade, daß Du nicht mitwillst!“ —

„Damit ich Zeugin Deiner Triumphe wäre?! Nicht wahr, kleine Eitelkeit? — Tanze nur nicht zu viel!“

„O, heut' wird nicht viel getanzt, und eben darauf freue ich mich — — denn sieh', der, mit dem ich, außer mit Albrecht, am liebsten tanze, sagt, er wäre zu alt dazu, und da, denke ich, wird er wohl heut' mit mir plaudern.“ —

„Wer ist denn das? Von diesem neuen Freunde hast Du mir ja noch kein Wort geschrieben.“ —

„Heute Abend, wenn ich wiederkomme, erzähle ich Dir von ihm. Ich sah ihn erst gestern zum ersten Mal.“ — — —

„Molly — warum hast Du Unica nicht zugeredet, mitzugehen?“ fragte Blanche ein wenig un=

muthig, als sie im Wagen saßen. — Es schmerzte sie doch, die Schwester zu verlassen. Vetter Albrecht war vorausgefahren — die bauschenden zarten Stoffe machten die Gegenwart eines Dritten im Wagen durchaus nicht wünschenswerth.

„Wenn Du mir versprichst, es Niemandem wiederzusagen und Dir Unica gegenüber nie das Geringste merken zu lassen, will ich Dir etwas beichten, was Dich in Erstaunen setzen wird; — erfahren mußt Du's doch einmal, und ich begreife nicht, warum Oscar durchaus nicht haben will, daß man mit Dir darüber spricht; Du bist doch kein Kind mehr!"

„Der häßliche Oscar," warf Blanche entrüstet dazwischen. „Als ob man noch in die Schule ginge!"

„Aber gieb mir die Hand darauf, Kleine, daß Du schweigen willst. — — So! — Nun also: — Deine arme Stiefschwester war nämlich vor Jahren — Deine Mama hatte den Herrn von Saal eben erst geheirathet — sehr, sehr krank, — das heißt mehr geistig als körperlich, sie mußte lange Zeit in dem Hause eines berühmten Irrenarztes zubringen. — Und Du warst einen Sommer auch dort, als sie fast gesund war — — man

hat Dir aber wohlweislich nie gesagt, wo Du Dich damals so wohl gefühlt. — Unica ist wahrscheinlich allezeit ein wunderliches Mädchen gewesen; — sie hatte sich auch damals nach dem italienischen Kriege als Pflegerin in den Hospitälern gemeldet und war nach W. gegangen in das Haus einer ziemlich excentrischen Verwandten, der Generalin B., um dort gleich zur Stelle zu sein. Ich begreife nicht, wie Dein Vater es zugeben konnte — aber sie hat sich wohl daheim nie so recht an ihrem Platze gefühlt, das arme Ding. Dort nun mag sie sich vielleicht vor all' den furchtbaren Dingen entsetzt oder sich eine Art Nervenfieber geholt haben, — — kurz, es ist eine etwas dunkle Geschichte. — Unica kehrte allerdings zurück nach S. — nach sechs Monaten — liebenswürdig und auffallend verschönert, nur etwas sehr erregt. Mit der neuen Stiefmutter stellte sie sich zwar nicht besonders, aber an Dich schloß sie sich — Du erinnerst Dich wohl noch dessen — mit großer Zärtlichkeit an. Alles dies weiß ich von Oscar, der aber, wie schon erwähnt, lächerlich verschwiegen ist in Betreff Unica's. — Ich glaube, er hat selber einmal etwas für sie geschwärmt. — Dann soll sie plötzlich in die Schweiz gereist sein, offenbar in einem Anfall von Irrsinn; —

dort bekam sie ein hitziges Fieber und lag lange schwer krank — und nachher siedelte sie zu dem bekannten Doctor R. über, bei dem sie wohl zwei Jahre blieb. Was nun auch Oscar und die Anderen darüber sagen, ich bleibe dabei, sie hat bei dieser Gelegenheit eine kleine Affaire du coeur gehabt; — Frauenaugen sehen darin schärfer, — mit wem aber, davon hat Niemand etwas erfahren als Unica's eigener Vater, und der nahm ihr Geheimniß mit in's Grab. — Nun sei aber vernünftig, Schatz, Du weißt jetzt, was wir Alle wissen, — sei still."

Aber Blanche zitterte. — Sie konnte kein Wort über die Lippen bringen. Welch' schweres Geheimniß warf ihr die junge Frau da so achtlos an's Herz. — Sie fühlte es plötzlich wie eine Last auf der Brust und rang nach Athem. — — „O mein Gott," flüsterte sie endlich, „wie entsetzlich! — Unica, die klare, ruhige Unica, irrsinnig! — Deshalb also correspondirt sie immer noch mit dem Doctor R., und sein Bild steht bekränzt auf ihrem Schreibtisch, und sie sagte einmal von ihm, er sei ihr bester, treuester Freund! — Alles fällt mir wieder ein. Ich hatte sie gleich von allem Anfange an so lieb — — und als sie plötzlich verschwunden war

und der Vater ihr nachreiste, da wollte ich durchaus mit zu ihr, und später weinte und bat ich so lange, bis man mich im Sommer dahin brachte, wo sie war. — Aber ich fand meine alte Unica nicht und fürchtete mich anfangs etwas vor ihr. — Sie war so blaß, so unruhig und traurig. Aber bald gewöhnte ich mich an ihr Wesen, und es war mir, als müsse ich sie noch mehr lieben als zuvor. — Und Doctor R. und seine Mutter gefielen mir auch so gut, und Unica wurde immer zärtlicher und ruhiger; ach, es war eine schöne Zeit dort! Wie weinten wir Beide beim Fortgehen! Und dann wurde Papa krank und Mama schickte mich in Pension, — und dann —"

„Still, still!" sagte Frau von Scharfeneck ängstlich und legte ihre Hand auf den Mund des jungen Mädchens, — „verliere Dich nicht in traurigen Erinnerungen. Ich denke, Du vermißt die todten Eltern nicht in unserm Hause, wo Du so sehr geliebt wirst." —

Blanche lehnte den hübschen Kopf erschöpft an die Schultern ihrer Cousine. — „Meinst Du nicht, daß es der Doctor ist, den Unica liebte?" fragte sie nach einer Weile.

„Kann sein! Aber warum sollte sie ihn dann

abgewiesen haben? — Er hat um sie angehalten nach dem Tode ihres Vaters, — das weiß ich von Deiner Mama selber, — und sie weigerte sich, seine Frau zu werden. — Das sieht nicht aus wie Liebe!"

„O, sie wollte vielleicht überhaupt nicht heiraten, weil Mama kränkelte; — sie war ja ihr guter Engel und pflegte sie bis zur letzten Stunde."

„Nun — und nachher?"

„Sorgte sie für den wunderlichen Onkel auf Saaleck. Sie ist so gut, und denkt an alle Anderen eher als an sich."

„Das ist Frauennatur," sagte Frau Molly mit Emphase und zog das kostbare Pointtuch, das sie sich vor kaum einer Woche von ihrem zärtlichen Gatten erschmeichelt oder — ertrotzt, um die vollen Schultern, — „was tragen und dulden, entbehren und missen wir nicht Alles! Wie gerne opferten wir jeden Augenblick unser Leben für die, die wir lieben! Wir würden nichts für unser Selbst beanspruchen und uns in Sack und Asche kleiden, wenn uns das nicht gar so schlecht stünde. — Und für all' jene namenlosen und unzähligen Opfer, die wir täglich und stündlich in unserm Eheleben bringen, verlangen wir, genügsam wie die Kinder, — höchstens einen Kuß, — eine kleine

Garnitur, — ein paar Ellen Spitzen, — einen Händedruck, — ein einfaches Kleid, — ein Lächeln, einen schlichten Goldreif um unser schmales Handgelenk — — voilà tout. — Ich sage Dir, Kleine, sie verdienen es nicht, die treulosen, egoistischen Männer, daß wir sie lieben. — Hüte Dich vor ihnen!"

Sie waren vor dem Hause des Festgebers angelangt. Gedankenvoll und blaß stand Blanche neben ihrer Cousine in der Garderobe und wartete, bis die hübsche Frau alle ihre complicirten Vorbereitungen zu einem möglichst effectvollen mise en scène getroffen.

„Kind, Dir thäte, trotz Deiner siebenzehn Jahre, ein wenig rouge in diesem Augenblicke noth, — und mir dagegen etwas blanc de perle. Ich habe mich vergebens nach dergleichen hier umgesehen. Man merkt in dieser Abwesenheit aller Verschönerungsmittel, daß sie bei der Hofräthin vorüber sind, les jours de fêtes, — sie ist gleichgiltig gegen sich und grausam gegen ihre Gäste geworden. — Heiter, heiter, Kleine! — nur nie den abscheulichen Verräthern ein trauriges Gesicht zeigen, denn jeder dieser Unwiderstehlichen denkt sofort, es gälte i h m. — Nur Eins ist nämlich noch grö-

ßer als die Treulosigkeit der Männer — — ihre Eitelkeit! — — Sieh', dort steht Albrecht — und da sehe ich auch Mengen und Walden auftauchen. Ah — jetzt siehst Du wieder besser aus. — Komm in den Saal." —

— „Molly, meinst Du wirklich, ich dürfte Unica nicht erzählen, daß Major Mengen auch verwundet in W. gelegen hat nach dem Kriege? Und zwar gerade zur selben Zeit, als sie sich dort aufhielt?" fragte Blanche beim Nachhausefahren. „Albrecht erzählte mir's im Cotillon."

„Um Alles nicht — wer kann wissen, ob dieser Name nicht irgend eine Erinnerung hervorruft, die mit jener traurigen Katastrophe zusammenhängt. Bei gewesenen Geisteskranken kann man nicht vorsichtig genug sein." —

„Aber erzählen muß ich ihr doch von ihm."

„So nenne ihn lieber anders. Sprich von Walden. Verwechsle die Namen vor der Hand. Walden war nie in W. — Und wenn Du auf meinen Rath hören willst, Kleine, so halte Unica morgen nicht zurück, wenn sie abreisen will. Du mußt bis zum Schluß der Saison hier bleiben, dann bringen wir Dich selber zum Onkel — um Dich später wieder abzuholen und mit ihm und

Unica nach Baden-Baden zu gehen. Ich hoffe meinen zähen Doctor zu diesem Recepte zu bereden — bis dahin silence und patience."

An jenem Abend umarmte Blanche ihre Schwester leidenschaftlicher und zärtlicher denn je, und saß noch lange auf dem Rand ihres Bettes, um ihr von der reizenden Gesellschaft zu erzählen, und wie hübsch die Cousine gesungen. — — „Freilich noch lange, lange nicht so hübsch als Du, Unica!"

„Nun — und Dein neuer Freund?"

„Er war mein Tischnachbar und gefiel mir so gut — — o so gut!"

„Wie heißt er denn?"

„Major — — — Walden." — —

Wie schwer fiel ihr diese Lüge. Ihr ganzes Gesichtchen tauchte sich in Purpur.

„Gefällt er Dir besser als Vetter Albrecht?"

„Wie kannst Du so fragen! — Er ist blaß und ernst — und man hat immer etwas zu denken, wenn man ihn ansieht, und Albrecht sieht aus, als ob er nie einen Kummer gehabt." —

„Wohl ihm, und wohl seiner künftigen Frau!" —

„Ist das Dein Ernst?"

„Gewiß! — Er hat keine Vergangenheit zu bereuen! Kein Schatten liegt auf seinem Leben."

„Ach, Unica, ewiger Sonnenschein ist langweilig," — seufzte das junge Mädchen.

„Thörin! Geh' zu Bett!"

„Sogleich! — — Noch eine Frage möchte ich thun, aber versprich mir, nicht böse zu werden —" und das hübsche junge Antlitz neigte sich zärtlich auf die ernste Stirn der Schwester. —

Wie reizend war dies Genrebild in jenem Augenblick. — Unica hatte sich halb aufgerichtet. Das weiße, am Hals geschlossene Nachtgewand mit den weiten Aermeln und Falten gab ihr das Ansehen einer antiken Priesterin. — Der dunkle Kopf mit den unregelmäßigen ernsten Zügen paßte zu dieser Vorstellung — die feinen Lippen erschienen so unnahbar und unberührt, — und die großen, blauen Augen blickten wie in eine unabsehbare Ferne hinaus. — Der eine Arm stützte den Kopf, und die schlanke Hand war vergraben in den vollen schwarzen Flechten des Haares, die, von ihrer eigenen Schwere gelöst, eben auf die Schultern gesunken waren. — Und dicht daneben, das blonde, schimmernde Weltkind, noch eingehüllt in Wogen von Mousseline und Spitzen — und in Duft von Rosen und Veilchen, mit gelösten goldigen Locken, glühenden Wangen und lachenden Augen.

„Frage nur!“ antwortete Unica.

„Hast Du den Doctor R. wirklich lieb wie Deinen einzigen Freund?“

„Ja! Ich habe keinen auf Erden, den ich mehr liebe und ehre als ihn, und dem ich mehr vertraue.“

„Aber Unica — — heiraten möchtest Du ihn nicht?“ —

„Ich werde nie heiraten. — Du weißt ja, wir wollen später zusammenwohnen, Du und ich. — Du willst ja auch nicht heiraten, wie Du so oft versicherst.“ — Und wieder theilte ein seltsames Lächeln die Lippen Unica's, das den forschenden und zärtlichen Augen des jungen Mädchens jetzt doppelt traurig erschien. —

„Du sollst nicht so bitter traurig aussehen, — ich möchte, daß Du — daß wir Alle glücklich wären — — auch Waldemar R. — Ihr Beide seht nicht glücklich aus — Du so wenig wie das Bild von ihm auf Deinem Schreibtisch.“ —

„Närrchen, ich sage Dir noch einmal, geh' zu Bett. — Dein Tischnachbar hat Dir das Köpfchen verdreht. Du hast Deine alte Schwester schon viele Jahre lang gesehen, und nie ist Dir der Gedanke gekommen, daß sie unglücklich sei. Was willst Du nur heute?“ —

„Aber Waldemar R.! — Er sieht aus, als litte er — — um Dich, Unica.“ — —

„Männer leiden um uns nur vorübergehend, Kleine. Sorge Dich nie deshalb, hörst Du. Sie sind ja das starke Geschlecht, tragen Alles und — vergessen Alles!“

„Und wir?“

„Wir tragen auch Alles — aber wir vergessen Nichts — — das ist der ganze Unterschied. — Gute Nacht — ich bin über die Maßen müde. Gott segne Dich, Kind.“

So gern Blanche „diplomatisch“ und „behutsam,“ wie sie meinte, ihre Schwester noch ein wenig „ausgeforscht“ hätte, — es fand sich seit jener Nacht keine Gelegenheit weiter — Unica verließ am nächsten Abend das Scharfeneck'sche Haus, um in ihre Landeinsamkeit zurückzukehren, und ihre junge Stiefschwester blieb bis zum Schlusse der Saison in D. —

Ein Brief.

Unica von Saal an Waldemar R.

„Sie haben noch einmal jene Frage wiederholt, mein Freund, die mich vor sechs Jahren er=

schreckte, jene Frage, die ich für immer verstummt glaubte. — Sie nahmen es nicht an, jenes zitternde „Nein," das ich Ihnen damals gab, — Sie verloren die Hoffnung nicht, daß die Zeit es in ein „Ja" verwandeln könnte, daß Ihre edle Liebe eine Erwiderung finden müßte. — Ach, ich erscheine mir selbst so arm und unwürdig, Ihrem warmen, vertrauenden Herzen gegenüber, — ich fasse es heut' so wenig wie damals, warum Sie das unschöne, verschlossene Geschöpf lieben, das vielleicht eine kurze Blütenzeit hatte, — als es Ihnen aber in den Weg geworfen wurde, nichts mehr war, als eine zertretene Blume, die keinen Platz an Ihrer Brust verdiente. — Damals, als Sie mich zum ersten Mal baten, das Friedensasyl Ihres Hauses für immer als meine Heimat zu betrachten, — habe ich Sie nur angstvoll und todestraurig anzuschauen vermocht. — Es war am Abend meiner Abreise. Blanche gaukelte wie ein Falter umher und pflückte Blumen. Wir gingen auf und nieder in jener dunkeln Lindenallee Ihres Gartens, während Ihre Mutter mit meinem Vater und dem alten Pfarrer in der Laube saß. — Die Lindenblüten dufteten so betäubend, und mir summte mein altes Lieblingslied in den Ohren —

vom Kaiser Karl, als er am Sarge der schönen Fastrade saß:

„Und ob Du Dich wend'st von mir und fliehst, —
Schön' Lindenzweig —
Mein armes Herz Du nach Dir ziehst. — —
O Abend — o Abend — die müden Arme ruh'n!"

Und es war genau solch' ein Abend, als ich jenen Mann zum letzten Mal sah, der mein Leben und meine Seligkeit geworden, — die erste und einzige Liebe meines Herzens. Als Sie mich damals fragten, da dachte ich eben an jenen entsetzlichen Abend, — als Sie Ihr Herz in meine Hände legten und so sanft und bewegt zu mir redeten, da hatte ich nur eine Antwort — ein verzweifelndes „Nein" — da mußte ich Sie zurückstoßen, meinen Retter und edelsten Freund — — denn das Bild dessen, der mir meine Jugend zerstört, mein Herz zertreten, stand noch zu lebendig vor meiner Seele. — Damals konnte ich Ihnen nicht sagen, warum ich Sie abwies, — heute fühle ich, daß ich Ihnen beichten kann, wie einem zärtlich geliebten Bruder. Nicht die Zeit hat mich ruhig werden lassen, sondern jene treue, feste Freundeshand, die ich, seitdem ich von Ihnen schied, in der meinen fühle, — Ihre Hand, Waldemar.

Der Briefwechsel, der sich zwischen uns entspann, brachte uns einander nah und näher, — er wurde für mich ein stilles Glück, — er ersetzte mir Freude und Zerstreuungen, — ich hatte eine Zuflucht gefunden, wo nichts, auch kein Hauch mich an die qualvolle Vergangenheit mahnte. Wie ein weiser Lehrer einer dankbaren Schülerin gegenüber, so beschäftigten Sie sich mit mir, — Sie regten mich unabläſſig an, — Sie sorgten für meine geistige Beschäftigung, — ich las nicht mehr regellos wie einst, sondern nur das; was Sie mir gleichsam auf den Büchertisch legten, — ich schrieb Ihnen darüber — wir tauschten unsere Gedanken und Urtheile aus, — es kam allmählich ein Gefühl des Lebensmuthes und der stillen Freudigkeit über mich, verhüllt, begraben lag das Erlebte und Erlittene. — Da schreckte mich heut Ihre erneute Anfrage plötzlich aus meinen Träumen, das Gespenst der Vergangenheit erstand riesenhaft aus seiner Gruft und starrte mich mit hohlen Augen an. — — Jenes Blatt von Ihrer Hand, so voll von Zärtlichkeit, Geduld und Treue, liegt vor mir, halb verlöscht von meinen Thränen, und die Antwort ist — eine Beichte — ein Beweis des tiefsten Vertrauens, wie ihn noch kein Wesen der

Erde bis zur Stunde von mir empfing. — Sie sollen nun rückhaltlos erfahren, was jenen Schleier über meine Seele geworfen, den Ihre Hand allein gehoben, — und Sie werden selbst sagen: „Armes Kind, Du mußtest mir ein „Nein" geben jetzt und immerdar!"

Wie mir Herz und Hand zittern in dem Augenblick dieses ersten und einzigen Bekenntnisses! — — Hören Sie geduldig zu, — ich befehle mich in Ihre Hut wie damals, als ich, krank und wahnsinnig, Ihre Hand zwischen die meinen preßte und bat: „Helfen Sie mir!" — Um jene Alles zerstörende und unzerstörbare Liebe meines Herzens zu begreifen, muß ich Ihnen zunächst den Gang meiner geistigen Entwickelung schildern, — muß von meiner frühen Einsamkeit reden. — Ich war ein kränkliches Kind ohne alle Lieblichkeit, und — das war vielleicht der graue Nebel, der mir bei jedem Schritt die Sonne meiner Kindheit verschleierte. — Ich trage von meiner schönen geliebten Mutter, die ich in meinem sechsten Jahre verlor, nur ein blasses Bild in meiner Seele und von meiner frühesten Jugend die Erinnerung an eine grenzenlose Verlassenheit. — Einsamer, freundloser ist wohl selten ein Geschöpf aufgewachsen als ich, nach dem Tode der Mutter. —

Mein armer Vater zog sich in seinem Schmerz nicht nur von den Menschen, sondern auch von seinem Kinde zurück, und so sah ich mich außer von meiner Amme, die mich nach dem letzten Willen der Todten nie verließ, von Fremden umgeben. — Er hatte die Verlorene grenzenlos geliebt, und doch erzählte man mir später, daß sie ihm nur ihre Hand gereicht, um — einen Andern zu vergessen. — Es war eine kalte, dunkle Atmosphäre, in der mein heißes, liebebedürftiges Herz athmen mußte. Meine alte Amme, die Einzige, die mit Zärtlichkeit an mir hing und mich schöner fand als Prinzessin Turandot, lebte mit allen übrigen Hausbewohnern vielleicht eben deshalb in Streit, und erschwerte mir das Leben, statt es mir zu erhellen — und der alte Pfarrer war freundlich gegen mich, obgleich es ihm durchaus nicht gelang, mir einige Vorliebe für das Latein beizubringen, das er mir sicher in guter Absicht zu lehren versuchte, denn wer nicht hübsch ist, muß mindestens gelehrt werden. — Meine Gouvernante war eine indolente Person, die den ganzen Tag Romane las und mich meinem Schicksal überließ. Gespielinnen hatte ich nicht, da unsere Besitzung ziemlich entfernt von

anderen Gütern lag, und an den Dorfkindern fand ich keinen Gefallen. — Ich warf meine, nach allen Seiten hin überflüssige, Liebe Anfangs auf Blumen, auf Tauben, — auf meinen großen Neufundländer, — aber die Flamme der Sehnsucht nach einem menschlichen Wesen, das meiner Zärtlichkeit bedurfte, schlug trotz alledem immer höher empor. — Es bemächtigte sich meiner eine tiefe Melancholie, die Vorstellung gänzlicher Nutzlosigkeit in der weiten Welt. — Wer brauchte mich?! — Wer erlaubte mir, ihn zu lieben, für ihn zu sorgen? Alle waren versorgt, ich allein überflüssig. — Wie beneidete ich heimlich, in den Hütten der Armen und Kranken, die ich besuchte, jene Kinder, die ihre Eltern pflegen, jene Eltern, die für ihre Kinder sorgen durften. Welch ein Segen erschien mir selbst Krankheit und Noth, die man gemeinsam trug, — wie dankbar war ich, wenn man mir erlaubte zu helfen! — Die einzige Abwechselung in meinem Stillleben, der einzige Freudenstrahl und das einzige Verdienst meiner sogenannten Erzieherin war später die sorgfältige Ausbildung meiner Altstimme, und somit die Eröffnung einer Quelle von Trost für mich. — Fräulein Emma gab mir täglich Musikunterricht

und war nicht wenig stolz auf meine Fortschritte. — Den Balladenschatz meiner todten Mutter konnte ich bald auswendig. Welche Freude für mich, wenn ich sogar meinen Vater zu mir lockte und ihn bei mir festhielt durch den Ton meiner Stimme — — welch süßer Reiz, Abends im Halbdunkeln am Flügel zu sitzen und alte Volkslieder zu singen! — Aber eine lebendige Gefährtin vermochte sie mir doch nicht zu ersetzen, jene holde Kunst, und der Stunden blieben noch immer „allzu viel,“ wie es in jenem traurigen Volksliede heißt. — Der alte Pfarrer war es, der in meinem Herzen zuerst die Idee erweckte, mein, wie ich meinte, „nutzloses“ Leben der Krankenpflege zu widmen und jenen engelhaften Wesen nachzueifern, die wir barmherzige Schwestern nennen. Mit welchem Entzücken versenkte ich mich in die Träume von einem stillen Klosterleben, — fest und immer immer fester wurzelte der Gedanke in mir, Nonne zu werden, als Ursulinerin mich der Erziehung der Kinder zu widmen oder in den Orden der Schwestern des heiligen Franciscus zu treten. — Ich wollte und mußte sie verwerthen, jene Liebeskraft, die ich in mir glühen fühlte. In dem Zimmer meiner Gouvernante und in der Bibliothek

meiner Mutter geriethen mir Bücher in die Hände, die in verschiedenster Weise den Cultus der Liebe predigten. Hier in Heiligengeschichten und Gedichten — — dort in Novellen und Romanen. Ich mag gar nicht darüber nachdenken, was ich in jener Zeit Alles gelesen, — aber es muß doch etwas von jenem bienenhaften Geschick, das aus all' den verschiedenen Giftblumen Honig nimmt, jeder reinen weiblichen Natur beigemischt sein. Aus all' der wunderlichen Lectüre, die mir der Zufall zuwarf, sog ich nur den Honig. — Nur eines übermächtigen Eindrucks entsinne ich mich — — ich habe nie später einen gewaltigeren empfangen: — ich fand Kleist's Käthchen von Heilbronn. — Wie im Traume wandelte ich umher, als ich es gelesen, eine Verzückung erfaßte mich, sicher kaum minder groß als die des Käthchens unter dem Hollunderbaum. Wort für Wort wußte ich auswendig — Tag für Tag träumte ich von einem „Wetter von Strahl." — So wie jenes holde Geschöpf, so würde, so mußte auch ich einst lieben — das sagte ich mir — und gar oft stand ich in Gedanken verloren am Fenster unseres Söllers und schaute hinab mit der Ueberzeugung, daß ein Sprung dort hinunter ein Kinderspiel sei, wenn Er riefe. — — Aber ach —

ich war ja häßlich — wie sollte für mich ein Ritter auferstehen?! — Aber alle diese Träume und Schwärmereien verschloß ich tief in meinem Herzen; — wem hätte ich sie vertrauen dürfen? — So taumelte ich fort — anders kann ich dies Leben kaum nennen, als mein Vater, von einer seiner längeren Reisen zurückkehrend, mir die Mittheilung machte, daß er mir eine neue Mutter und junge Schwester zuzuführen gedenke. — Er hatte sich mit Frau von Bodmer verlobt. — Ich erschrak über diese völlig unerwartete Veränderung meines Stilllebens über alle Maßen, und weit entfernt, darin die Möglichkeit einer günstigeren Gestaltung meiner Zukunft zu sehen, ängstigte ich mich vor den neuen Gestalten. Scheu wie ich von Natur war, hätte ich fliehen, — mich in den tiefsten Winkel, am liebsten unter den Epheu auf dem Grabe der Mutter verstecken mögen. — In eben diese Zeit fiel der italienische Krieg — — und es erschien mir wie ein Fingerzeig des Himmels, als ich von einer entfernten Verwandten des Vaters, meiner Pathe, die in W. lebte, die Anfrage erhielt, ob ich ihr für eine Weile beistehen und in der Pflege Verwundeter helfen wolle, da sie ihr Haus zu einem Lazareth einzurichten gedenke und

an geschickten jungen Frauenhänden noch großer Mangel sei. — Ich vermuthe, daß der gute Pfarrer ihr, voll Mitleid mit meinem neuen Kummer, von meiner geheimen Neigung Mittheilung gemacht, — und daß sie, durch die Nachricht der zweiten Verlobung meines Vaters erbittert, mir über jenes erste peinliche Zusammenkommen mit einer Stiefmutter hinweghelfen wollte! — Meines Vaters Widerstreben war nur gering; er fühlte, daß in diesem Augenblick meine Entfernung für uns Alle eine Erleichterung sein mußte — und so reisten wir an einem und demselben Tage ab; — die alte Martha begleitete mich, da sie sofort erklärte, meiner Stiefmutter keine Stunde dienstbar sein zu wollen; — er eilte zu seiner Hochzeit mit Frau von Bodmer — ich — — in mein Verhängniß. — —

In W. fand ich meine neue Beschützerin in voller Thätigkeit und froh über die Ankunft einer willigen Helferin. — Sie hatte ihr ganzes Haus den Verwundeten zur Disposition gestellt und deren Pflege im unteren Stockwerk selbst übernommen, während sie mir und einer barmherzigen Schwester die Sorge für zwei Schwerkranke in der oberen Etage überwies. — Dort sah ich ihn zuerst — beim matten Schimmer einer verschleierten Lampe.

— Sein linker Arm war mehrfach zerschmettert, doch gab der Arzt Hoffnung, ihn zu erhalten. — Eine Contusion am Kopfe hatte häufige Anfälle von Besinnungslosigkeit zur Folge, und so lag er zuerst bewußtlos vor mir. —

Man findet so viele Ungläubige in Bezug auf jene von den Dichtern so oft besungene Liebe bei der ersten Begegnung — — ich glaube an ihre Gewalt, wie ich an die Macht Gottes glaube. — Ein elektrischer Schlag war es — ich schwöre es Ihnen, Waldemar, — der mein ganzes Wesen durchzuckte, beim ersten Blick auf dies Antlitz, das so still und bleich, so finster im Ausdruck vor mir lag. — Es war kein Mitleid, — denn dieser stolze Kopf rief selbst in der Entstellung des Schmerzes kein Mitleid an, — es war das dunkle Bewußtsein, daß diese geschlossenen Wimpern, wenn sie sich hoben, über mein Geschick entscheiden würden. — Einen Moment wandelte mich etwas wie eine Ohnmacht an. Ich war im Begriff zu bitten, daß man mich zu einem andern Kranken führe. O hätte ich's gethan! Eine tödtliche Angst schlich durch meine Glieder, — zitternd setzte ich mich neben dem Bette nieder, und muß wohl so blaß und matt ausgesehen haben, daß die Generalin ganz

ungeduldig sagte: „Aber Kind, wenn Du jetzt schon Dich fürchtest und schwach wirst, wie willst Du die Handreichungen thun, die man von Dir verlangen wird?“ — Ich küßte ihre Hand und beruhigte sie — ich selbst schloß in der darauf folgenden Nacht kein Auge. —

Seit jenem Tage blieb ich an seiner Seite und pflegte ihn unermüdlich und geduldig, bis die wunderbaren stahlblauen Augen mit einem Strahl des Bewußtseins mich anblitzten. — Dieser erste Blick war voll glühender Dankbarkeit. — Von da an begann für mich ein Leben voll von einem Glück, wie ich es nie zuvor gekannt. — Ich hatte endlich ein Geschöpf gefunden, das ich rückhaltlos lieben durfte, das sich meine Sorge und Pflege gefallen lassen mußte, mein armes, so lange in Bann gehaltenes Herz sprengte seine Fesseln und ergoß den Strom seiner Zärtlichkeit ungehindert auf ein menschliches Wesen. Zum ersten Male fühlte ich nicht mehr die Bürde der Häßlichkeit — wer fragte hier nach schönen Zügen und Lilien und Rosen? — Die schönste Frau der Welt konnte nicht mehr thun als ich, — konnte nur Schmerzen lindern, — wachen und dienen. — Dies Bewußtsein hob mich wunderbar. Ich athmete eine an=

dere Luft, eine andere Sonne schien, ein anderer Himmel leuchtete über mir, — und wenn ich das Fenster meines Stübchens öffnete und in den kleinen Garten hinabschaute, da war es mir, als hätte ich nie zuvor solch' köstliches Grün geschaut, — nie solch' süßes Vogelgezwitscher gehört. — „Kind, Du bist eine geborene Krankenpflegerin," sagte die Generalin eines Tages zu mir, „Deine zuversichtlichen Augen allein machen den Kranken gesund, die Wärterin geduldig und den Arzt muthig. Wer hätte das gedacht, als Du so elend und zitternd am ersten Abend am Krankenbett standest! Du erholst Dich von Tag zu Tag und wirst frisch und rosig. Es ist in der That wunderbar!" —

Meine Pflege schien denn auch Wunder zu bewirken. — René — so will ich ihn nennen, erholte sich sichtlich und viel rascher, als die Aerzte glaubten. Man nannte diese schnelle Besserung eine unerwartete Gnade des Himmels. — Ach, nicht ihm allein war eine Gnade geworden, — auch mir — und zwar die höchste aller Gnaden: — die Gnade lieben zu dürfen. — Und wahrlich, intensiver hat vielleicht nie ein Frauenherz einen Mann geliebt. Noch unzersplittert in meinen Empfindungen, liebte ich ihn mit der Liebe eines

Kindes, mit der Liebe einer Schwester und mit der Liebe eines Weibes zugleich. Und ich erschrak nicht über dies übermächtige und beseligende Gefühl, das mich so ganz erfüllte, — ich nahm es hin wie eine Entschädigung aus der Hand eines Engels — für jene verlorene Kindheit, für die lange öde Zeit der Einsamkeit und Dunkelheit. — Viele Wochen vergingen, ehe diese meine Liebe noch Anderes begehrte als eben zu lieben. — Dann erst — leise und allmählich, als jene blauen Augen immer länger und heißer auf mir ruhten, — fühlte ich, daß noch eine unerfüllte Sehnsucht da sei, — daß mein Herz noch nach einem andern Glück verlangte. — Und diese Sehnsucht schwieg, wenn ich seinem Blick begegnete, — wenn ich ihn lächeln sah, wenn seine Stimme mit jenem leidenschaftlichen Accent zu mir redete, mit dem noch nie eine Stimme zu mir gesprochen, — oder wenn ich seine Hand in der meinen fühlte beim Morgen- und Gutenachtgruß. — Ich segnete jene Hülflosigkeit, die ihn zwang, auf meinen Arm sich zu stützen bei den kurzen Promenaden im Zimmer und bei den längeren später im Garten. — Die Generalin saß jetzt meist bei uns, — die übrigen Kranken waren theils in die Hospitäler

übergesiedelt, theils zu den Ihrigen zurückgekehrt, — man hatte für René das Gartenzimmer eingerichtet. — Da stand auch der Flügel, und dort war es, wo ich ihm meine Lieder sang, wie ich sie aus dem Balladenbuch meiner Mutter hatte singen lernen. — — Die traurige Ballade vom Kaiser Karl war die erste, die ich ihm vorsang. — —

Und es war ein schwüler Sommerabend nach Sonnenuntergang, als ich meine Stimme vor ihm erhob. — Die Thüre nach dem Garten stand offen. — Mein Pathe ging draußen langsam auf und nieder im breiten Gange. — René saß am Fenster, das von Weinlaub ganz verhangen war, — nur einzelne rothe Lichter stahlen sich zwischen den Blättern hindurch und spielten auf seinem Antlitz. — Nie hatte ich ihn so schön gesehen! — Edel und kühn erschien die Linie des Profils, die feinen Lippen waren fest geschlossen, — die schlanke, weiße Hand spielte lässig mit dem dunkeln Bart, — wie ein fremdes Licht brach es aus seinen Augen. Die stolze Gestalt erschien weniger hinfällig — — das dunkle feine Haar war von den Schläfen weggestrichen — er sah nicht mehr aus wie ein Kranker. — Auch seine Stimme klang kräftig, als er jetzt fast befehlend sagte: „Singen Sie mir endlich ein

Ich bejahte hastig. Zu irgend einer Frage hatte ich noch nicht den Muth. Man führte uns in ein hübsches behagliches Gemach mit daran stoßendem Schlafzimmer in der ersten Etage. — Die Balconthüren standen offen. — Ein Sessel war hinausgeschoben in eine Gruppe von Oleanderbäumen. — Ich sank erschöpft nieder und ließ die Duftwellen, die aus dem Garten aufstiegen, über mich strömen. Martha nahm mir den Hut ab — und den kleinen Reisemantel — und ging dann, um für Gepäck und Erfrischungen zu sorgen. — Ein Geschwirr von Stimmen drang zu mir herauf. Ich hob den Kopf und schaute verstohlen in den Garten. — Eine kleine Gruppe von Männern saß um einen runden Tisch unter einem mächtigen Tulpenbaum — — noch einen Moment, und ich fühlte meinen Herzschlag stocken: — — René saß mir gegenüber. — Unwillkürlich preßte ich meine Hand auf die Lippen — meine Augen hefteten sich mit einer Seligkeit auf sein Antlitz, daß ich meinte, er müsse ahnen, wer ihn so anschaue. Bleich war er noch immer — aber er bewegte sich leicht und ungezwungen, und das wohlbekannte stolze Lächeln spielte um seine Lippen. Einer der Anderen hatte wohl eben eine Bemerkung gemacht, die ihn gereizt. —

„Ich wünsche jetzt beinah meine Wette zu verlieren — Graf" — sagte er erregt — „es ist mir doch, als sei Frauenliebe ein Ding, das zu hoch für unsere Scherze. Ich bereue es wahrhaftig, zu einer neuen Griseldisaufführung die Hand geboten zu haben. — Es war in einem frevelhaften Uebermuth. Der Himmel gebe, daß sie nicht komme auf jenen Ruf, — — daß sie weniger Schwärmerin und weniger engelhaft, als ich heimlich — fürchte." —

„Versuchen Sie nicht, sich weiß zu brennen, — René," — rief ein Anderer. „Sie schildern sich jetzt als den Verführten, und Sie waren es doch, der uns Allen, die wir an wahrer opferwilliger Frauenliebe zu zweifeln wagten, — den eclatanten Beweis zu liefern versprachen, daß man Sie, Glücklichster, liebe, wie das Käthchen von Heilbronn ihren Wetter von Strahl — und daß noch heut zu Tage ein liebendes Weib zu jedem Opfer bereit sei — vielleicht selbst zu dem ihrer Ehre." —

„Still — martert mich nicht — ich that es — ich schrieb an ein Wesen, dessen Name wenigstens nie auf Eure Lippen treten soll, — an ein bezauberndes Geschöpf, rein wie ein Thautropfen, — das mich liebt, an mich glaubt und mir vertraut — — ich

versuchte, es hierher zu locken — aber erst nachdem Ihr das Schlimmste in der Männernatur bis zum Wahnsinn gestachelt — — die Eitelkeit." —

„Warum, René?" — rief wieder eine Stimme — „folgt jene unbekannte junge Dame Ihrem Rufe, so sind Sie doppelt beneidenswerth — um den schönen gewonnenen Fuchs und um eine zärtliche, uneigennützige Geliebte." —

Weiter habe ich nichts gehört — aber ich blieb stehen an dem Geländer des Balcons, meine Hand krampfte in das Gitter, und ich starrte hinab in das geliebte Gesicht, — bis es sich mir zur grinsenden Teufelslarve verzerrte, und da schrie ich auf und stürzte besinnungslos zu Boden. — So hat Martha mich gefunden. — Ich habe lange in Martigny todkrank gelegen, — — das Uebrige wissen Sie — Waldemar. — Sie kamen in Begleitung meines armen Vaters und holten mich ab. — — Was zwischen meinem Vater und René besprochen wurde, was man Ihnen gesagt, weiß ich nicht — — Ihr wachtet zusammen in den Nächten an meinem Lager — ich sah zuweilen aus dem Nebel meiner Besinnungslosigkeit Eure Gestalten auftauchen. Dann verschwand René — man brachte mich in Ihr Haus — das ich nur verließ, um die

Pflegerin meines armen Vaters und meiner schö=
nen Stiefmutter zu werden. — Ich empfing in
jener späteren Zeit mehrere Briefe von René,
die ich meinem Vater uneröffnet zustellte. — Ein
einzig Mal wagte es der Kranke, vor mir den
Namen des Einstgeliebten zu nennen und mir zu
sagen, daß er wiederholt um die Erlaubniß ge=
beten mich sehen — sein Leben mir zu Füßen le=
gen zu dürfen. — Ich gerieth in eine Aufregung
die mich jenem Wahnsinn wieder nahe brachte,
von dem Ihre Hand allein mich geheilt. — —
Nie hat man seitdem wieder von ihm geredet. — —
Ich glaube, daß der letzte Funken einer Liebe, die mich
Alles vergessen ließ, nicht erlosch, wohl aber tief un=
ter der Asche für immer begraben liegt; — todt ist
Alles in mir, — aber eben deshalb kann ich auch
nichts für Sie sein, Waldemar, — für keinen
Mann überhaupt. — Sie sind zu gut für solch'
ein zerstörtes Leben, — Sie verdienen ein volles
Glück — ich kann Keinen mehr beglücken, seit jener
Eine mein Lieben so zertrat. — Nimmer kann ich
das Weib eines Andern werden — an meinem
Hochzeitstage müßte der schwarze Schleier wieder
auf mich fallen. — Also frage nicht wieder, —

nie wieder — Waldemar, mein Freund, mein Bruder — aber liebe Deine arme Schwester

Unica."

„Und Du liebst mich wirklich?" — fragte ein glückstrahlendes Mädchen und lehnte den blonden Kopf an die Schulter eines Mannes, der in diesem Augenblick etwas von seiner gewöhnlichen Sicherheit verloren hatte und eher befangen als glücklich aussah. — „Und ich bin nun Braut, — die Braut des Major Mengen, den die Anderen immer den Prinzen nannten! Was werden meine Pensionsfreundinnen sagen?! — Und was der arme Vetter Albrecht? — O, ich bin recht glücklich. — — Nur er thut mir leid!" —

„Süßes Kind!" sagte er und küßte leise die rosigen Lippen, die sich ihm so verlangend näherten. „Du sollst auch glücklich bleiben — — ich habe es mir geschworen." —

Sie schmiegte sich an ihn, die reizende Blanche.

Das vor wenigen Stunden erst verlobte Paar saß in dem kleinen, blumendurchdufteten Boudoir der Frau von Scharfeneck wie in einem Nestchen.

„Glaubst Du, daß Albrecht sich trösten wird?"—

fragte sie etwas schüchtern. „Die Cousine sagt, Ihr Männer könntet Euch über Alles trösten.“

„Ueber Vieles wenigstens.“

„Darum heißt Ihr auch wahrscheinlich das starke Geschlecht! — Es ist aber doch seltsam, daß ich Dir jetzt angehören soll! — — Aber nun müssen wir Beide uns auch Alles sagen,“ fuhr das junge Mädchen fort, „ich habe immer gehört, daß Verlobte kein Geheimniß vor einander haben dürften, — Du mußt also erlauben, daß ich Dir Alles, Alles beichte, was ich auf dem Herzen habe.“ —

„Ja, — Du siebenzehnjährige Sünderin — nimm die Absolution im Voraus.“ — Und wieder küßte er die unschuldigen Augen und den süßen Mund. —

„Aber Du mußt mir zuerst Alles sagen — denn Du bist der Aelteste. Und eben darauf freue ich mich so sehr, denn Du hast doch gewiß schon allerlei interessante Geschichten erlebt. — Ich lasse Dich nicht los, bis Du sie mir alle erzähltest!“ —

„Das hat Zeit, denke ich, — — jetzt will ich zunächst D i ch verhören.“

Sie löste sich aus seinem Arm. — „Ich komme gleich wieder,“ — nickte sie, noch lächelnd zwischen

der Portière stehen bleibend und zurückschauend, daß der volle Sonnenschein auf ihr Haar fiel und auf die junge Gestalt. —

Im Nu war sie wieder bei ihm, bepackt mit einigen dicken Büchern in Quartformat. Sie legte sie vor ihm hin. „Hier meine Beichte. Es sind meine Tagebücher — bitte, lies sie!" bat sie ernsthaft. —

„Jetzt gleich, Blanche?"

„Nein, wenn Du allein bist — heute Abend. Darin steht auch, daß ich Dich eigentlich nur liebte, weil — —"

„Nun, weil? — —"

„Weil ich glaubte, daß Du eine unglückliche Liebe habest — und — weil ich mir immer wünschte, ein Engel des Trostes werden zu dürfen." —

„Also eine Verlobung aus Mitleid?" —

„Eigentlich — ja! — Du hast doch auch Tagebücher?"

„Nein, mein Kind, ein Mann befaßt sich selten mit dergleichen unnützen Dingen. Diese Erfindung wurde nur für Euch gemacht. — Wir sind meist froh, wenn wir unsere durchlebten Tage vergessen." —

„Thut Ihr denn so Vieles, was nicht recht ist?" —

„Wenigstens Manches — durch Zeit und Umstände dazu getrieben."

„Sage, liebster René," — und sie erröthete heiß, als sie seinen Namen zuerst aussprach, — „nicht wahr, Du hattest eine unglückliche Liebe? — Es ist zu schade, daß ich keine hatte. — — Eben als ich anfing mich zu freuen, daß Du Dir nichts aus mir machtest und die unglückliche Liebe so schön begann, da — —"

„O, Du kleine Thörin!"

„Da sagtest Du mir gestern Abend, als Du mich die Treppe hinunter an den Wagen führtest, ganz hastig und leise: „Blanche — — ich will und kann nicht so fort leben! Willst Du mein sein? — Morgen hole ich mir die Antwort!" — Weißt Du noch, wie ich zitterte? — Eigentlich ärgerte ich mich über Dich — denn ich dachte, bei einer Liebeserklärung müsse man doch in der Stube sein — und etwa neben einem Blumentisch stehen — — und müsse auch „Sie" zu einander sagen. — Und ich sah Dich an — ob Du auch so blaß wärest, wie ich das immer von Liebenden las, — aber Du sahst erregt aus — und Vetter

Albrecht, der in diesem Augenblick an meine Seite trat, erschien mir zum ersten Mal blässer als Du. — Dann fühlte ich noch, wie Du mich in den Wagen hobst, und sah Albrecht neben dem Schlage stehen, und da reichte ich ihm die Hand heraus, — nicht Dir! —

„Ich weiß — kleine Coquette!"

„Er that mir plötzlich so leid, daß ich ihm hätte — — ich weiß nicht was geben können. Und ich fürchte mich ordentlich ihn wiederzusehen."

„Diese Furcht ist vor der Hand noch unnöthig. Deine Cousine zeigte mir soeben einen Brief, worin er in wenigen hastigen Worten Abschied nimmt, um eine Reise nach dem Orient, glaube ich, anzutreten."

Das junge Mädchen sah ihn mit weit geöffneten Augen an und wurde todtenblaß.

„Ohne Abschied?" murmelte sie dann. „Was wird Unica dazu sagen? Sie hatte ihn so lieb." —

„Unica? — Wer ist Unica?" fragte er zusammenschreckend. —

„Nun, meine ältere Schwester — — an die wir gleich schreiben müssen."

„Warum hast Du mir nie von ihr erzählt?"

„Wie bist Du plötzlich wunderlich und ungeduldig! — weil sie überhaupt nicht will, daß man von ihr redet. — Sie soll nun kommen und Dich sehen, das ist das Beste. — Du wirst sie lieben — denn ich liebe sie so sehr, und sie ist ein Engel und weiß immer den besten Rath — und o, ich sehne mich so nach ihr! Und es ist schlecht, daß ich seit heute Morgen gar nicht an sie gedacht!“ — Und Blanche schlang plötzlich die Arme um den Hals ihres Verlobten und brach in Thränen aus. —

Seine Liebkosungen, mit denen er diesen Ausbruch ihrer Erregung zu beschwichtigen suchte, waren aber zerstreut, — und schon nach wenigen Augenblicken flüsterte er: „Wo lebt Deine Schwester? Unica ist ein so seltsamer Name.“ — —

„Bei einem alten Onkel bei D. Aber laß mich gleich jetzt an sie schreiben, René, — dann kann sie bis zum Sonntag schon hier sein.“ —

Frau von Scharfeneck trat ein. Sie sah betrübt und unruhig aus. „Bitte, kommt herüber in den Salon — es sind Gratulanten da,“ — sagte sie mit etwas finsterer Stirn und feierlicher Miene — „aber Blanche muß erst ihr Haar ein wenig ordnen und etwas poudre de riz nehmen. Du hast geweint, kleines Närrchen — das darf

Niemand sehen. — Thränen um Gotteswillen nur für unsern Spiegel — für keines Menschen Auge — das merke Dir für künftige Zeiten, Herzchen!" —

— — — — — — — — — — —

„Unica, komm' auf der Stelle — theures Herz! — Ich bin über alle Maßen glücklich, denn ich bin die Braut meines neuen, interessanten Freundes, und doch möchte ich immerfort weinen. Denke, Albrecht ist ohne Abschied fortgereist zu den Wilden! — Mein Bräutigam wird Dir gefallen — sie beneiden mich Alle — aber wie er heute Deinen Namen aussprach, da kam es mir auf einmal vor, Liebe, Süße, als ob Du viel besser für ihn paßtest als ich kindisches Ding. — Was sagst Du nur zu Albrecht? Ich glaube, ich werde ihm nie wieder gut. Ohne Abschied! Komm nur — — ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir. —

Blanche."

Es war am Sonntag Abend und ein heftiges Schneegestöber, als Unica ankam. Man hatte sie noch nicht erwartet. — Die Haushälterin erzählte ihr, daß die Herrschaft im Theater sei, aber wohl früher zurückkommen werde, da der „Herr Bräutigam" über Land gefahren und so zum Souper erwartet werde. — Unica hörte zerstreut zu — daß

die Redselige empfindlich über den geringen Erfolg ihrer Mittheilungen, schwieg. — Wahrscheinlich hatte das junge Fräulein schon Alles haarklein berichtet. — Schweigend half sie nun der Angekommenen bei der einfachen Toilette. Unica bat, den Thee im Wohnzimmer zu serviren, und hatte bald die Kälte und das Unbehagen der Reise vergessen in dem schönen, sanft durchwärmten Raum. — Die Stille that ihr wohl — sie hörte ihre eigenen Schritte nicht auf dem weichen Teppich — die schweren dunkeln Vorhänge waren zugezogen — der anstoßende Salon nur matt erleuchtet. Das Summen der Theemaschine, der Duft der Treibhausblumen brachte ihr wunderliche Gedanken — seltsam marternde und doch süße Erinnerungen, die sie vergebens zu verscheuchen strebte. — Sie trat an den geöffneten Flügel. — Ihr Herz klopfte heftig und immer heftiger. — Was ist's, das oft so plötzlich all' unsere Stärke in Schwachheit verwandelt — das mit einem Schlage die Arbeit von Jahren vernichtet, das die Gräber sprengt in unseren Herzen, die Todten auferstehen läßt, und uns zeigt, daß es für gewisse Dinge kein Vergessen giebt als — im ewigen Schlaf! — — Ein kaum wahrnehmbares Etwas, — eine Farbe, ein be-

stimmter Duft — ein Ton — ein Wort — und wir, die wir uns gerettet zu haben glaubten, sind verloren. — Als ob wir je die Macht zu erlangen vermöchten, zu binden und zu lösen, — einer Leidenschaft zu gebieten: „stirb!“ einer Liebe: „höre auf!“ — Der Zufall zeigt uns, daß wir nur den Willen hatten, nichts weiter. — — Mechanisch glitten jetzt die Hände Unica's über die Tasten — — wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, schlug sie die Moll-Accorde eines Liedes an, das sie seit Jahren nicht gesungen — — und die schöne Stimme sang leise und immer lauter jene tief traurige Weise:

„Der Mai ist nicht an Blüten karg,
Der König saß an der Liebsten Sarg.
Schön' Lindenzweig.
O Abend, o Abend — die müden Arme ruh'n!“

Sie schloß die Augen — — als der letzte Ton verhallte. — Die Erinnerung war zu qualvoll — zu unerträglich. — War es aber nicht ein Hauch — — ein halb unterdrückter Seufzer, der jetzt ihre Wangen streifte — — wie damals — — war es nicht der Laut ihres Namens, der ihr Ohr erreichte? — Sie hob langsam die thränenfeuchten Wimpern: — barmherziger Gott, die Erinnerung war Wirk-

lichkeit geworden — René stand auf der Schwelle des Salons, lebend, athmend, wenn auch bleicher, als sie ihn je gesehen. — —

Da standen sie sich einander gegenüber, nach jahrelanger Trennung, jene Beiden — da starrten sie sich an — — mit welchen Gefühlen, wußte Gott allein. — Mengen war fassungsloser als Unica — seine Hand griff nach der Lehne eines Sessels, um sich zu halten — vor seinen Augen wogte und wallte es wie Nebel um jenes ernste Frauenantlitz mit den wunderbaren Augen, das sich einst mit dem Erbarmen eines Engels über ihn geneigt — und er wiederholte nur wie im Traum ihren Namen wieder und wieder. — Sie begriff in diesem entsetzlichen Moment mit der schnellen Combinationsgabe des Weibes Alles — — sie wußte, daß der Verlobte Blanche's vor ihr stand — — und dennoch hatte sie nie deutlicher empfunden, wie unsagbar sie diesen Mann geliebt, als bei diesem Wiedersehen. —

Zu solchem Bewußtsein bringt uns eben nur die körperliche Nähe des Geliebten — sie allein läßt uns sowohl den Reichthum als die Armuth unserer Liebe erkennen. Fern von ihm träumen und phantasiren wir, sehnen wir uns, fassen Ent=

schlüsse, entsagen, triumphiren, — in seiner unmittelbaren Nähe allein aber vermag sich die Festigkeit dieser Entschlüsse, die Kraft dieses Entsagens zu erproben. — Trifft uns der Strahl jenes Blicks, der einst unser Herz in Flammen setzte, dann erst wissen wir, ob noch jene alte unwiderstehliche Gewalt ungeschwächt lebt, der wir uns unterwarfen, oder ob der Zündstoff aufgebraucht. — Wie der lang entbehrte Ton der Stimme im einfachsten Wort auf uns wirkt, wie die Berührung der Hände in dem flüchtigsten Begegnen, das ist's, was entscheidet. — Wir sind — ach gestehen wir es doch — nur spiritualistisch, so lange wir uns dem Zauber geliebter Augen entziehen; — wer beim ersten Anschauen ihn nicht wieder auf sich wirken fühlt in jener gefährlichen, beseligenden und zugleich sinnverwirrenden Art, — der ist fertig mit seiner Liebe, — und stände sie auch in seinen Gedanken noch in voller Blüte. — Und Unica fühlte sich angeweht von ihm, jenem Zauber, wie von einem heißen Sommerhauch voll Lindenblütenduft und Rosen; aber mit jener eisernen Willenskraft, die für gewisse Momente auch den schwächsten Frauennaturen gleichsam als eine Waffe verliehen worden zu sein scheint, gebot sie ihren Augen, ruhig

zu blicken, und ihrer Stimme, nicht zu beben, als sie jetzt sagte: „Herr von Mengen — — wollen Sie mir schwören, Blanche glücklich zu machen?" —

Er antwortete nicht sogleich — ein leidenschaftliches Zucken lief über sein Angesicht. „Ist das Ihr erstes Wort für mich über jenen Abgrund herüber, der zwischen uns liegt?" fragte er dann kaum hörbar. —

„Erwarten Sie ein anderes?" — —

„Ich erwartete die Erlaubniß, mich rechtfertigen zu dürfen — — ich erwartete einen Schimmer von Barmherzigkeit, Unica." —

„Sie sind der Verlobte meiner Schwester — welcher Rechtfertigung sollten Sie bedürfen für die Gegenwart, mir gegenüber — und die Vergangenheit ist begraben." —

„Nicht diesen Ton — — ich ertrage ihn nicht — ich habe gelitten wie Du — — ich leide noch!" — rief er außer sich. —

„Das hoffe ich! Denn Ihr Leiden giebt mir die Bürgschaft eines Glückes für Blanche," sagte sie vornehm und fest. —

Ein Blick voll leidenschaftlichen Zornes blitzte über sie hin.

„Das grausamste Geschöpf auf Erden ist doch ein Weib!“

„Vielleicht. — Aber wer macht uns dazu?“ —

Er warf sich vor ihr nieder. „Unica, Du tödtest mich! — Ueberhäufe mich mit Vorwürfen, — ich verdiene sie, — heiße mich gehen — stoße mich mit der Spitze Deines Fußes von Dir — — nur sieh' mich nicht so todeskalt und ruhig an! — Ich werde wahnsinnig!“

Ueber ihr Gesicht zuckte ein Schauer des Entsetzens. „Still, still!“ flüsterte sie und hob wie abwehrend die Hand, — „wer spricht da von jenem schwarzen Schleier?! — Ich habe ihn getragen, — ich — ich allein. — Stehen Sie auf, René, — ich will es! Blanche wird sogleich hier sein, mein armer unschuldiger Liebling — Ihre Braut.“ —

Ihre niedersinkende Hand streifte sein Haar. Sie erbebte — sie fühlte die Thränen aufsteigen, wie eine verzehrende Glut strömte es durch ihr Herz. „Ich vergebe Dir Alles — Alles — René,“ murmelte sie in fliegender Hast; „aber reden wir nie wieder davon, wenn Du nicht willst, daß ich sterben soll. — — Blanche darf nie ahnen, daß ich Dich — — daß wir uns je gekannt. Was ich

kann, mußt Du auch können: — wir sind für einander Fremde, nur durch ein Band verbunden: durch die gemeinsame Liebe zu Blanche. — Tragen Sie sie auf den Händen, meinen Trostengel, mein liebliches Kind, und ich will Sie segnen, so lange ich athme. — Für heut' sehe ich Sie nicht wieder. Ich bin — todmüde von der Reise und werde mich zurückziehen. — Erzählen Sie den Anderen von unserer Begegnung hier irgend ein Märchen und schicken Sie mir Blanche. — — — Auf morgen!" — — —

Er regte sich nicht, als sie jetzt langsam an ihm vorüberging und der Saum ihres schwarzen Kleides seinen Fuß streifte, und sie wandte die Augen nicht zu ihm — aber der Armleuchter, den sie erfaßt hatte und trug, zitterte in der kleinen Hand. —

Als sich die Thür ihres Zimmers hinter ihr geschlossen hatte, löschte sie die Kerzen und sank in den Sessel vor dem Kamin. — Kein Seufzer entfloh ihren Lippen, aber sie erhob die Arme langsam über ihrem Haupt und flocht die schlanken Finger fest und eng in einander — und eine Welt voll hülflosen Jammers lag in dieser Bewegung.

„Gott, Gott — — lasse sie glücklich werden,"

flüsterte sie dann — — — „und mir schicke — den schwarzen Schleier des Vergessens.“ —

Kaum eine Viertelstunde später hörte man den leichten Schritt Blanche's auf der Treppe. Sie flog hinauf — die erleuchteten Fenster hatten ihr gesagt, daß René sie erwartete. — Im hellblauen Mantel mit dem schwanbesetzten Capuchon, aus dessen Falten das frische Gesicht wie eine Rose hervorschaute, trat sie ein, ein heiteres Willkommen auf den Lippen.

„Guten Abend, liebster Landstreicher! — Ist kein Brief da von Unica und — von Albrecht?“ — Er fuhr auf aus dem Sessel am Flügel. — „Ich glaube, Du hast geschlafen?“ lachte sie, näher tretend und seine ihr entgegengestreckte Hand erfassend. — Jetzt erst — als er sich langsam dem Lampenlicht zuwandte, sah sie die Veränderung in seinem Gesicht und schrie auf. — „Um Gott, was fehlt Dir? Du bist krank! So sah ich Dich noch nie! — Sprich — was hast Du?“ — —

Ihre angstvolle Zärtlichkeit gab ihm die Fassung zurück. Er erhob sich — nahm ihr den Mantel ab und versuchte zu lächeln. — „Es ist nichts, Blanche — eine kleine Uebermüdung. — Aber glaubst Du, daß wir noch ein wenig allein blei-

ben werden — — ich bin in der Stimmung, Dir etwas zu erzählen — — aber eben Dir allein!"

Sie sah ihn erbleichend an. — „Du hast doch gewiß keine bösen Nachrichten von Albrecht? oder — —"

„Nein, nein," unterbrach er sie ungeduldig, „es ist nur eine alte Geschichte." — —

„O, komm, erzähle!" rief sie aufathmend, — „die Cousine macht erst andere Toilette und besucht die Kinder, und Oscar ist noch mit Herrn von W. auf ein Stündchen in den Club gegangen! Niemand erwartete Dich so früh!"

Sie drängte ihn in die Causeuse und nahm auf einem Schemel vor ihm Platz. — Zitternde Lichter spielten in ihrem Haar — die blauen Augen funkelten vor Erregung, die Wangen glühten, zwischen den süßen halbgeöffneten Lippen leuchteten die weißen Zähne, — die zierliche Gestalt in dem blaßblauen Kleide erschien unendlich reizend in dieser Stellung. —

„Blanche," sagte er mit bewegter Stimme und neigte sich zu ihr nieder, indem er ihre beiden Hände in die seinigen nahm — — „die Geschichte, die ich Dir jetzt erzählen werde, ist kürzer und — trauriger, als Dir vielleicht lieb ist, — aber ich

könnte keine Stunde länger warten, sie Dir mitzutheilen. — — Es sei dies meine Strafe und Buße zugleich. Du hast richtig geahnt; in meinem Leben steht die dunkle Erinnerung an eine unglückliche Liebe, — — aber nicht an eine Liebe in Deinem Sinne — sondern die qualvollste Reue beim Gedanken an ein edles, vertrauendes, herrliches Geschöpf, das durch die Liebe zu mir unglücklich geworden ist. — — Sie liebte mich — — ich spielte mit ihr, und als ich anfing sie zu lieben, da war sie für mich verloren. — Merke wohl auf, Blanche, — — ich rede von Deiner Schwester Unica. — Ich habe sie heute wiedergesehen — sie war hier — — — sie ist drüben in ihrem Zimmer. — — Mag sie Dir erzählen, wie ich sie einst in frevelhaftem Uebermuth und wahnsinniger Eitelkeit verrathen, aber das eine glaube mir: so wahr ich Ruhe zu finden hoffte an Deinem unschuldigen Herzen, so wahr habe ich sie — geliebt, — ich war weniger elend und schlecht, als es scheint." —

Einen einzigen Schrei stieß Blanche aus — dann stand sie auf ihren Füßen.

„O meine Unica!" — flüsterte sie tonlos. „Sie hat gelitten, und ich war so glücklich mein Lebenlang! Und Sie sind es, der ihr Schmerz ge-

macht, René — — Sie! — O mein Gott! — — Ich will zu ihr!! — Verzeihe es Ihnen der Himmel!" —

Und geräuschlos wie ein Schatten glitt sie aus dem Zimmer. —

Ein Jahr später.

Die beiden Schwestern waren allein. — Es war eine reizende glückstrahlende Braut, die kaum eine Stunde nach der Trauung in den Armen Unica's lag. — — Blanche hatte schon ihren Brautanzug mit der grauseidenen Reisetoilette vertauscht. Ein großer Veilchenstrauß lag auf dem Tische neben dem kleinen runden Hut, mit der weißen Feder und dem blauen Schleier. — In einer halben Stunde wollte das junge Paar nach Italien abreisen. Es war in den ersten Tagen des April und ein zeitiger Frühling. —

„Ich wollte, ich wäre wieder hier und bei Dir!" sagte die junge Frau zärtlich. — „Und, liebste Unica, vergiß nicht, mir Dein Bild über meinem Nähtisch aufzuhängen, und Deinen Profilkopf in meinem Schlafzimmer. Du weißt, ich kann Dich nicht missen. Wirst Du auch bestimmt hier sein,

wenn ich — wenn wir zurückkommen?" — Und sie schlang zärtlich ihre Arme um den Hals der Schwester. —

„Du weißt, das hängt von René's Gesundheit ab. Der Arzt giebt Hoffnung, daß er in drei Wochen nach Teplitz abreisen darf — dann bin ich frei." —

„Meint der Arzt wirklich, daß er wieder gehen lernen kann?"

„Er hofft es." —

„Ach, Unica — — verzeih' — aber ich kann nicht abreisen, ohne Alles vom Herzen zu haben —: wie lange willst Du ihn denn noch pflegen? — Sieh' — ich habe ja so gut begriffen, daß Du zu ihm eiltest, als er vor einem halben Jahre jenen schweren Sturz mit dem Pferde gethan — — — aber sie sagen Alle, er würde nie wieder recht gesund werden — — — und wir hätten so gern — Albrecht und ich — daß Du bei uns wohntest — ich kann Dich nicht missen, und ich glaube, Graf Walden findet Dich begehrenswerther als Alles in der Welt." —

„Ich bleibe bei ihm, bis er mich nicht mehr braucht — süße Blanche. — Und Graf Walden

wird schon eine Andere finden, die mit ihm Schach spielt und seine Tafel besorgt.“ —

„Bist Du denn glücklicher bei ihm als bei mir?“— Unica lächelte und küßte die Fragende. O, es war ein wunderschönes Lächeln, das aber Blanche nur halb verstand. —

Man klopfte an die Thür. — „Es ist Albrecht! — Wir müssen scheiden, Unica!“ Und die junge Frau küßte leidenschaftlich das blasse ernste Gesicht der Geliebten.

„Gott segne Dich! Auf Wiedersehen, mein Liebling, Du siehst so glücklich aus.“

„Ich bin es auch, Unica! Wir Alle sind es! — Wie hat Gott uns so gnädig geführt! Giebt es etwas Thörichteres als ein siebenzehnjähriges Mädchenherz?! — Zuerst meinte ich sterben zu müssen, als René mir jene trostlose Geschichte erzählt und Du mir die volle Wahrheit nicht verschweigen durftest, — das Herz wollte mir zerbrechen — aber ich glaubte lange, es sei der Schmerz um den Verlust René's, bis ich denn endlich einsah, daß ich nur um Deinetwillen trauerte. — Und dann kam jener wunderliche, einzig liebe Brief von Albrecht, und ich fühlte endlich, daß ich im Grunde doch ihn lieber hatte als jeden Andern — — aber — — —

lache mich nur aus — — ganz glücklich war ich doch erst, als ich erfuhr, daß er eine recht ordentliche unglückliche Liebe hatte — — — zum Glück nicht zu Dir, Unica, — sondern zu mir — Deiner kleinen Blanche." —

Leise öffnete sich die Thür — Albrecht's stattliche Gestalt, sein strahlendes Gesicht erschien. „Liebste, der Wagen ist vorgefahren," sagte der junge Eheherr, „erlaube, daß auch ich nun von unserer Unica Abschied nehme." —

Er küßte zärtlich die Hände seiner Schwägerin. Sie sah ihm tief in die treuen Augen. — „Du wirst sie gut halten — ich habe keinen Wunsch mehr für meine Blanche."

Das erste glückathmende Briefblatt des jungen Paares aus Venedig lag auf Unica's Schooß. — Sie saß am offenen Fenster eines großen Zimmers, das in den Garten hinabsah. Der Flieder und Goldregen blühte, große Trauben drängten sich fast hinein in das stille Gemach. Ein prächtiges Bouquet stand auf dem Tische. Sie hatte es erst diesen Morgen gepflückt. — Bücher lagen

zerstreut umher – das Zimmer trug die Spuren jener Unordnung, die eine unzertrennliche Begleiterin aller Reisevorbereitungen, Koffer standen geöffnet am Eingang des zweiten Zimmers. — Ein schwerer Schritt wurde jetzt hörbar, und auf den Arm eines barmherzigen Bruders gestützt, erschien René von Mengen auf der Schwelle. — Wie verändert sah er aus — wie krank und verfallen — und das dunkle Haar durchzogen mit weißen Streifen. — Eine tiefe Schwermuth lag auf seiner Stirn. Die Augen hatten einen unruhigen Blick und um die Lippen stand ein Schmerzenszug. — „Es ist um Blanche — er trauert um die verlorene liebliche Braut,“ — dachte Unica mit heißem Weh, wenn sie ihn ansah. — Sein kranker Arm war noch gänzlich gelähmt und der linke Fuß von großer Schwerfälligkeit; — man nannte Teplitz die letzte Hoffnung für den viel Bedauerten, und morgen sollte sein Pfleger mit ihm dahin aufbrechen. — Die plötzliche Auflösung seines Verlöbnisses mit Blanche hatte damals viel Stoff zur Unterhaltung gegeben; man zerbrach sich die Köpfe über den eigentlichen Zusammenhang und tadelte natürlich die leichtsinnige kleine Coquette, die freilich längst vom Schauplatz ver-

schwunden und sich zu ihrer Schwester geflüchtet, — um jedoch nach kaum sechs Monaten, zur größten Freude ihrer Cousine Molly, die Welt von Neuem in Erstaunen und Entrüstung durch ihre zweite Verlobung mit ihrem Vetter Albrecht zu setzen. — Einige Wochen nach jenem glücklichen Ereigniß stürzte Major Mengen, der sich nach M. hatte versetzen lassen, mit dem Pferde und wurde für todt vom Platze getragen. — Viele Tage schwebte er zwischen Leben und Sterben — — nur einen Namen immer und immer auf den Lippen. — Und ein blasses Frauenantlitz neigte sich bei solchem Ruf allzeit über ihn, — und dann sänftigten sich die wilden Fieberschauer und der Kranke wurde ruhiger. Zuweilen, wenn er in qualvollen Fantasien tobte, legte sich auch eine kleine, sehr schöne Hand leise wie das Blatt einer Blume auf seine arme kranke Hand — — und es war schwer zu sagen, welches Gesicht dann glücklicher und ruhiger aussah, das des Kranken oder das Unica's. — Die Klatschschwestern, zehn und noch mehr Meilen in der Runde, entsetzten sich zwar bei der Kunde, daß die Schwester seiner ehemaligen Braut den Leidenden pflegte, und veranstalteten besondere Zusammenkünfte zur alleinigen Be-

sprechung dieser außergewöhnlichen Immoralität, aber Unica hörte nichts davon — sie pflegte unbekümmert um die ganze Welt den Kranken, und der alte Sanitätsrath in M. redete öffentlich von ihr mit einer Begeisterung, wie man ihn noch nie hatte von irgend einem menschlichen Wesen reden hören. — Zur allgemeinen Beruhigung der tugendhaften Frauen und Jungfrauen M.'s wurde dem „Skandal" nun doch ein Ende gemacht durch die Abreise Mengen's nach Teplitz und das Gerücht, daß Unica nun zurückkehren werde nach Saaleck. — Und eben diese Abreise sollte in der That am nächsten Tage stattfinden. —

„Führen Sie mich an's Fenster, Bruder Aloysius," — bat René — „und sorgen Sie weiter für unser Gepäck. Sie wissen, wie gut ich jetzt aufgehoben bin."

Vorsichtig geleitete der Krankenwärter ihn zu einer Chaise longue, an deren Kopfende der kleine Sessel Unica's stand. — Sie bog einen vollen Fliederzweig in das Fenster hinein, daß die Trauben fast die Stirn René's berührten, und legte einen Goldregenbüschel in seine Hand. — Ein Schmetterling saß fest geklammert daran und be-

wegte die bunten Flügel wie ein Traum. — Es war so süß, still und frühlingsfeierlich im Zimmer.

„Ein Brief von Blanche aus Venedig ist da," — sagte jetzt Unica leise. —

„Darf ich ihn lesen?" —

„Wird es Ihnen nicht weh thun — René — sie ist so glücklich, das liebe Geschöpf!"

„Lesen Sie mir den Brief, — ich bitte Sie darum!" — sagte er mit melancholischem Lächeln.

Und Unica las:

„Ein Gruß aus der Wunderstadt, Liebste — aus der Stadt meiner Sehnsucht und Träume, wo mich Alles in Staunen versetzt — entzückt — verwirrt. Wir wohnen in dem ehemaligen Palazzo Foscari, und Abends singen die Gondeliere unter meinem Fenster mich in den Schlaf, und die Wellen des Canal grande murmeln die zweite Stimme dazu. — Die Tauben des San Marco sind über unseren Häuptern hingeflogen und auf der Ponte deï sospiri haben wir gestanden und auch zu seufzen versucht. — Im Mondenschein fuhren wir in der Gondel, geliebte Unica, hinaus nach Murano, und da leuchteten die Fenster der alten Paläste, wie in längst vergangenen Zeiten, und schöne Frauen neigten sich über die Geländer der Balcone.

Wir waren allein — — der Vorhang nach dem Meere zu aufgeschlagen — leise summte der Gondelier:

„La biondina in Gondoletta“ —

und Albrecht flüsterte allerlei süßen Unsinn mir in's Ohr. — — Da sah ich das Mondlicht auf den Wellen zittern und funkeln wie flüssiges Silber und Gold — — und der Himmel mit den Sternen darüber — und fühlte so recht deutlich, daß unter allen Wundern der Erde eins doch das größte bleibt und das herrlichste und das anbetungswürdigste, — — — und das — ist das holde, beseligende Wunder der Liebe.“ — —

Hier schwieg die Leserin — — sie hob die feuchten Wimpern langsam und begegneten den Augen René's. — — Was sie darin las — — welche Sprache gäbe es wieder? — — Was sie ihm antwortete, gehörte in das geheime Buch von den ewigen Wundern der Liebe — jener selbstlosen, verzeihenden Liebe des Frauenherzens. —

Und: — „an jenem Tage lasen sie nicht weiter“ —

Aber jener entzückenden Stunde folgte kein starrer Frost wie damals, sondern ein unverwelklicher Frühling — denn kaum eine Woche später begleitete Unica den zu neuem Leben erstandenen Geliebten nach Teplitz als — sein Weib. —

Ein Wunder.

Motto: „Arion war der Töne Meister."

Am Ende der Strada Toledo in Neapel, unfern des Theaters San Carlo war es, wo er im Frühling des Jahres 1778 auf seiner letzten Reise nach Italien wohnte, der berühmte Schüler Bernacchi's, Anton Raff, der deutsche Sänger, den die Frauen il divino nannten. Der Zauber seines eben so schmelzenden wie mächtigen Tenors bestrickte alle Hörer, seine Sängerfahrt von Mailand nach Neapel glich einem Triumphzug. — Jenseits der Alpen nannte man ihn schon seit Jahren den Stolz Deutschlands, in ganz Europa kannte man seinen Namen, in Portugal und Spanien hatten sich Hof und Volk so lebhaft für ihn begeistert, daß es Mühe kostete, sich loszureißen und heimzukehren, und mit eben diesem Besuch in Italien feierte Anton Raff nur ein Wiedersehen jener ge-

liebten Stätten seiner ersten Erfolge. Seltsam genug war der Gang der künstlerischen Entwicklung des Gefeierten. — Sohn eines Schäfers, Zögling der Jesuitenschule in Cöln, konnte Anton Raff in seinem zwanzigsten Jahre noch keine Note lesen und sang nur nach dem Gehör, zum Staunen und zur Freude der gelehrten Herren, daß die Wände des alten Collegiums bebten. — Auf den Rath des berühmten Componisten Ferandini, der den jungen Sänger zufällig bei Gelegenheit eines geistlichen Concerts hörte, schickte man den Besitzer der Wunderstimme nach Bologna zu Bernacchi, der dem hübschen und talentvollen Forestiere eine glänzende Zukunft verhieß. — Mit einer Leichtigkeit ohne Gleichen lernte Anton Raff unter der Leitung dieses Lehrmeisters, und brachte dann die kaum erschlossene Blüte seiner Kunst den Theatern in Florenz und Venedig dar. Man berief ihn bald nach Deutschland zurück zur Vermählungsfeier des Kurfürsten Charl Theodor, wo sein Gesang ein unerhörtes Aufsehen machte. Später ertönte die Wunderstimme bei der Kaiserkrönung in Frankfurt, und endlich in Wien, wo man Anton Raff um jeden Preis zu fesseln suchte. Seine edle hohe Gestalt und sein ausdrucksvolles Gesicht,

sowie der Adel seiner Bewegungen, entzückte besonders die Frauen, — sie waren gütig, sehr gütig gegen den Schüler Bernacchi's. — Und er? — Nun — der junge Sänger besaß das beste, mitleidigste Herz von der Welt — er vermochte es nicht, schönen Augen zu widerstehen. Mit vollen Händen pflegte er auszutheilen, was er eben hatte, — nicht nur Lächeln, warme Blicke und verstohlene Zärtlichkeit, — nein, auch Alles, was er erwarb. Die Bettler und die Kinder auf den Straßen kannten und liebten ihn genau so wie die hübschen Mädchen und schönen Frauen. — Er vermochte eben keine Bitte abzuschlagen, nicht einmal eine stumme. — — — Jetzt freilich war Anton Raff ein Mann über die Sonnenhöhe des Lebens hinaus, aber noch im vollen Zenith seines Ruhmes, und der Enthusiasmus, den man ihm in Italien entgegentrug, überstieg alle Grenzen und erschien in seinen Kundgebungen selbst glühender, als in dem Lande der Alhambra und Murillo'schen Madonnen. — Man fand die Erscheinung noch immer schön und ritterlich, das Auge feurig und die Stimme ungeschwächt, die Art seines Gesanges aber unwiderstehlicher, denn je. — Damals hatte nur die Süßigkeit des Klanges alle Herzen bestrickt, jetzt riß

die Gewalt des Vortrags, der Ausdruck der Leidenschaft, die rührende Innigkeit des Tons, sowie die Klarheit und Sicherheit der Coloratur, der langathmige vollendete Triller und das zauberhafteste mezza di voce jeden Hörer hin. — Der Name des Tedesco war in aller Munde. — Man überschüttete den Sänger mit Ehren aller Art, man gab ihm glänzende Feste, und die reizendste Sängerin von San Carlo fiel ihm auf offener Scene, in der Oper Didone von Jomelli, am Schlusse eines schmelzenden Adagio laut schluchzend in die Arme. — Die stolzesten Paläste öffneten sich dem Fremden, die Zeiten Alessandro Stradello's kehrten wieder. Das Zimmer des Sängers glich einem üppigen Blumengarten, die Spende schöner Hände, und duftende Briefchen in geheimnißvoller Chiffresprache lagen zu Dutzenden auf seinem Tische, — il divino Antonio war ein glücklicher und vielbeneideter Mann. — Die Frauen beteten ihn an, und selbst die Männer versuchten vergebens ihm zu zürnen. Wenn er in seiner edlen Haltung, mit dem ausdrucksvollen Kopfe und der tadellosen Gestalt vor den Lampen erschien und leise wie mit Geisterhauch Rolli's

„Solitario bosco àmoroso“ u. s. w.

sang, so schmolz selbst der wildeste Haß, die glühendste

Eifersucht, und die Hand, die bei seinem Anblick vielleicht krampfhaft nach dem Dolch gezuckt — erhob sich, um ihm den lautesten Beifall zu spenden, und die Lippen, die sich zornig zusammengepreßt, riefen: „Bravo, bravo divino!“

Aber es ist im Menschenleben wie in der Natur: das Einerlei erträgt sich nicht — und wäre es auch aus Sonnenschein und Rosenduft gewebt — — das erfuhr denn auch der gefeierte Sänger in Neapel. Er sehnte sich allmählich nach einer kleinen Wolke an dem ewig blauen Himmel seines dolce far niente. Es war, als schmerzten ihn die Augen von all' dem Glanz — eine sanfte Traurigkeit kam über ihn — er fühlte sich ermattet und verlangte auszuruhen von all' den süßen Emotionen, die ihm sein Leben in Neapel brachte. In dieser Stimmung geschah es, daß er sich plötzlich auf einige Tage in sein Zimmer verschloß, während seine Freunde ihn in Bajä, Amalfi oder Castelamare wähnten. Mit einem wonnevollen Behagen und dem Bewußtsein ungestörter Einsamkeit öffnete er nun seine Fenster, und schaute hinab in den kleinen Blumengarten und weit hinweg über das Häusermeer bis zu der azurblauen Fläche der Adria und auf den blauen Himmel, wo am äußersten Ende die kleine stille

Rauchwolke des Vesuvs hing. — Würzige Luft strömte herein, und mit ihr jener leise Dufthauch, den die blühenden Orangenhaine von Sorento, süß wie ein Gruß der fernen Geliebten, herübersenden nach Neapel. — Er versank in entzückende Träumereien, — Bilder aus der fernen Heimat schwebten vorüber — das stille Dorf stieg auf, der Schauplatz seiner Kindheit, — das rothe Dach des kleinen Hauses, der Nußbaum vor der Thüre, die Gestalten von Vater und Mutter, die längst in Staub zerfallen, — und sein Ohr vernahm das Läuten der Glocken der alten Kirche auf dem Hügel. — Mitten aus diesen Erinnerungen riß ihn der Anblick einer Schnur, die, aus dem oberen Stockwerk herabgelassen, vom leichten Luftzug bewegt, zu ihm hereinschlug. Unwillkürlich griff seine Hand danach und hielt sie spielend fest. Da rief eine helle Mädchenstimme in neapolitanischem Dialekt: „Va presto, Giambattista — ich habe keine Zeit zu warten! Bindet die Blumen fest!"

Antonio horchte auf. Das galt also seinem Diener.

„Gewiß ein niedliches Kind, das dem faulen, schwarzäugigen Burschen ein Zeichen giebt zum Stelldichein," dachte der Sänger. Und halb im

Scherz griff er nach einem frischen Strauß, befestigte ihn an der Schnur und schnellte ihn hinaus. Man zog ihn rasch empor. Neugierig neigte sich il divino weit über die Brüstung, aber er sah nur zwei feine weiße Hände, die mit geschicktem Griff sich der Blumen bemächtigten, das war Alles.

Wenige Minuten später stand Giambattista ein wenig schlaftrunken (er hatte eben eine kleine Siesta gehalten) vor seinem Herrn. — Antonio fragte etwas ernsthaft nach jener unbekannten Schönen und erzählte, was geschehn. —

Der hübsche Schelm lachte. „Sie würde mich nicht ansehen, Signor, wenn ich ihr nicht jene Blumen verschaffte, die ich tagtäglich haufenweise bei Euch aus dem Fenster werfen muß; sie ist eine Donna, die Blumen malt, und da suche ich, wenn ich Zeit habe, die frischesten für sie aus. Aber es ist immer die rechte noch nicht darunter gewesen — denn sie sagte noch heute: „Es wird vergebens sein, Giambattista, wir finden die weiße Blume nicht.“ —

„So geht zur Stelle hinauf und fragt, ob sie gestatte, daß Euer Herr ihr selber frische Blumen hinaufbringe!“ —

Und wenige Minuten später, nach erhaltener Zusage, stand der Liebling der Frauen mit einer

Blumenlast in beiden Armen vor der Thür der unbekannten Malerin. Er wartete geduldig eine Weile, — denn anzuklopfen vermochte er nicht — hatte er doch keine Hand frei. — Drinnen aber hörte er anmuthiges Plaudern und Lachen, offenbar ahnte Niemand, wer da draußen stehe. — So stimmte er denn endlich leise die Lieblingsarie der Neapolitaner an:

„Solitario bosco amoroso."

Ein leichter Schrei wurde laut — dann flog die Thüre auf — eine zierliche Mädchengestalt erschien auf der Schwelle, hell im blendenden Licht des Frühlingstages, der durch das geöffnete Fenster hereinschaute. — Es war eine italienische Schönheit mit dunklem reichem Haar, blitzenden Augen und streng geschnittenem Profil, in voller üppiger Jugendkraft.

„O, diese wunderschöne Arie — wie ich sie liebe!" sagte sie.

„Darf ich eintreten?" fragte der Gefeierte fast schüchtern. —

„Ich bitte darum, Signor! Teresa, da ist der Forestiere, der so schön singt, daß ganz Neapel von ihm redet. Weißt Du, wir hörten ihn einmal in San Carlo."

Und eine klugblickende Alte näherte sich dem Sänger, lud ihn ein näher zu treten und nahm ihm die Blumen ab. —

„Hier bringe ich Blumen und wollte nur fragen, ob ich Euch täglich frische bringen darf, — und ob Ihr mir wohl gestatten würdet, einmal Eure Werkstatt zu sehen?"

„Meine Werkstatt?" Sie lachte. O, es war ein so frisches, mädchenhaftes Lachen. „Ihr steht eben in meiner Malerstube, ich arbeite hier. Seht her, ich male nur Initialen und Blumenarabesken für die Meßbücher und Heiligenbilder, und die Teresa trägt sie zu den frommen Herren nach San Oliveto."

Er neigte sich über die Blätter, die auf dem Tische zerstreut lagen. Es waren meist in Blumen versteckte Initialen, aber von einer Feinheit der Zeichnung, von einer Poesie der Erfindung und einem Glanz der Farbe, daß Anton Raff staunend fragte: „Aber wie kommt es, daß Ihr so im Dunkeln arbeitet? Ganz Neapel müßte ja von Euch reden!"

„Wir begruben Vater und Mutter, und haben keine vornehmen Freunde," sagte die alte Teresa.

„Sage lieber, wir sind jung,“ fiel ihre Herrin heiter ein, „und müssen noch viel lernen!“

„Aber sie opfert eben ihre Jugend, Signor, sie verkümmert, wie die Blume ohne Sonnenstrahl; sie arbeitet seit dem Tode ihres Vaters, der ihr Lehrer war, unabläßig, und sie sehnt sich nach der weißen Glockenblume in dem Garten der Principessa Belmonte Pignatella.“

„Teresa ist eine Kopfhängerin,“ lächelte die Blumenmalerin, „sie will nicht einsehen, daß mir das Arbeiten vortrefflich bekommt, und daß man arbeiten muß, um berühmt zu werden, und — — berühmt wollen wir werden um jeden Preis, — nicht so Teresa?!“

„Und jene weiße Glockenblume — darf ich sie für Euch suchen?“ fragte der Sänger lebhaft.

„Das würde Euch wenig helfen — denn die Zaubergärten des Palazzo Belmonte sind verschlossen — und selbst Antonio il divino würde vergebens an die Pforten klopfen.“

„Aber so erklärt mir — —“

„Ach, das ist eine traurige Geschichte — und wenn Ihr Zeit habt, so will ich sie Euch erzählen.“

Zeit?! — O der Glückliche — heute gehörte ihm ja der Tag so ganz und ungestört wie

noch nie. — Wie segnete er den Gedanken, sich loszulösen, zurückzuziehen aus dem Gewirr da draußen. — Das Mädchen entzückte ihn in ihrer Frische und Einfachheit — die kleine Malerstube war eine stille Insel im brausenden Ocean Neapel.

„Setzt Euch dort auf den Fenstersims und schaut hinüber zu den Pinien, die links gegen das Meer hin so ernst und regungslos emporragen, — sie stehen im Garten der Villa Belmonte. Und nun hört zu, ich will während des Erzählens die Magnoliablüten vollenden.“

Und sie nahm an dem Tische Platz, während die Alte leise hin und wieder ging und die Blumen Antonio's ordnete, — und die Linie ihres Profils war ihm zugewandt, und statt auf die Pinien zu sehen, verfolgte der feine Frauenkenner die edle Beugung des Nackens, die vollendete Zeichnung der Schultern und Arme, die schlanke Hand mit den zugespitzten Fingern, die reizende Gestalt des jungen Mädchens. Und wie im Traume hörte er sie mit ihrer vollen weichen Stimme reden, ohne daß sie die Augen zu ihm aufschlug. — Wie die Lippen glühten, wie die weißen Zähne blitzten! — Welch ein köstliches Intermezzo war diese Begegnung! — Welch ein Aufenthalt voll Zauber und

Poesie diese Werkstatt der Blumenmalerin! — Nicht für das prächtigste Gemach eines Palastes hätte er jetzt diese kleine Malerstube vertauscht. — Und das junge Mädchen erzählte:

„In der Villa Belmonte wohnte der Principe Pignatello mit einer wunderschönen Frau, die er sich, wie man sagte, aus Venedig entführt, und sie lebten mit einander, wie zwei Turteltauben im Granatgebüsch. Die große Welt kümmerte sie nicht, sie theilten ihr Glück mit Keinem, und so kam es, daß sie noch immer die süßen Honigwochen genossen, während sie doch schon Jahre lang verheiratet waren und den Flug der Zeit nicht gewahrten. Nur einen kleinen Kreis von Freunden hatten sie um sich versammelt, von denen sie angebetet wurden, und ihr Glück war so vollkommen, daß es in Neapel zum Sprichwort geworden, man sagte nur: „So neidenswerth wie die Belmonte." Aber eine Wolke hing doch an ihrem Himmel — sie hatten keine Kinder. Daß sie darüber trauerten, sah Niemand, aber sie umgaben sich mit Blumen, sie verwandelten ihre Gärten in ein Blumenmeer, sie zogen eine Blumenmauer um sich her, als wollten sie ein geheimes Weh mit Blumen zudecken. Die seltensten Pflanzen wurden

verschrieben aus fernen Landen und gläserne Häuser gebaut für die zarten Gebilde. Und besonders war es eine weiße Glockenblume, die man in den Gärten der Villa Belmonte zog, deren Schönheit und Duft den Glanz der Rose bei Weitem übertraf, und die Niemand besaß, als der Principe Pignatello. Täglich verbrachten der Fürst und seine Gemahlin viele Stunden unter ihren Lieblingen, und wie wohl Eltern sonst mit ihren Kleinen tändeln, so tändelten sie mit den Wunderblüten. — Ich selber habe gar oft, wenn ich mit dem kranken Vater, voll Sehnsucht nach der Herrlichkeit da drinnen, am Gitter stand, den hochgewachsenen Mann gesehen — — denn er war so groß, wie Ihr, Signor Antonio," — hier streifte den Hörer ein glänzender Blick, — „wie er mit der zarten Frau am Arme auf und nieder schritt. — Ihr langes himmelblaues Gewand floß hinter ihr her auf den Wegen, und ihre hellen Locken fielen wie ein Mantel um ihre Schultern, — sie hatte das berühmte Goldhaar der Venetianerinnen, Signor, und dazu die braunen Sammetaugen mit den langen Wimpern und jene Blässe, der wir den Namen Perlenfarbe gegeben. — Und sie trug weiße Glockenblumen an der Brust und glitt zu-

weilen mit der Hand liebkosend über die Blüten hin, wie man wohl die Wange eines Kindes liebkost. — Dann bog sie auch den Kopf ein wenig zurück, um ihren Gemahl anzusehen, und das Glück lag wie Sonnenschein auf ihrem Gesicht. — Und der Vater sagte: „Die weiße Glockenblume mußt Du malen lernen, Ninetta mia, — — Und wenn Du dies himmlische Weiß mit dem Hauch von Purpur triffst, dann — bist Du eine Malerin.“ — Da bat ich ihn denn zärtlich, mir diese Blume aus dem Garten der Villa Belmonte zu verschaffen, und ließ ihm keine Ruhe, bis er es mir versprach. — — Ach, er konnte es nicht halten dies Versprechen, denn er wurde kränker und kränker und folgte der Mutter, die ich nie gekannt, zu den Heiligen des Himmels. — —

„Lange, lange hatte ich die weiße Glockenblume vergessen, — — ich malte nur Cypressen und Todtenblumen, bis dann endlich Teresa wieder Rosen auf meinen Tisch legte. — — Und eines Tages erzählte sie mir, daß der Principe erkrankt sei und gestorben wäre. — Der Tod nimmt nun einmal lieber eine junge warme Hand, die ihm widerstrebt, als eine alte, die sich ihm entgegenstreckt. — Aber während der schmerzensvollsten Krankheit

ließ sich der Fürst dennoch täglich auf einem Ruhebett hinaustragen zu seinen Lieblingen und meinte, ihre Wunderaugen könnten ihn heilen. Und in dem gläsernen Hause der Glockenblumen hat er denn auch sein Leben geendet. — Die arme Principessa aber hat drei Tage und drei Nächte in tiefer Ohnmacht gelegen neben seinem Sarge, und als sie wieder erwachte, hatte man ihren Geliebten schon in das kühle Grabgewölbe der Kirche San Lorenzo Maggiore getragen, wo Petrarca so oft für seine Laura gebetet.

„So sah sie denn sein Angesicht auf Erden nicht mehr," fuhr die Blumenmalerin in ihrer Erzählung fort, „und seit jenem Tage des Erwachens als Witwe ist sie einer lebenden Leiche gleich. — Auf jenem Ruhebett, auf dem der arme Principe gestorben, läßt sie sich tagtäglich zu ihren Blumen tragen, und in dem gläsernen Hause starrt sie auf die weißen Glockenblumen, die seinen letzten Blick getrunken. — Wie die schöne Vittoria Colonna, die Herzenskönigin des Michel Angelo, hat sie eine Locke des todten Gatten um den weißen Finger geschlungen und wartet auf den Tod. — Monden sind seitdem vergangen, — und ihre Augen haben noch keine Thräne vergossen, ihre Lippen

berühren kaum die Speise und den Trank, den die treue Amme der geliebten Herrin darzureichen sich müht. — Die berühmtesten Aerzte von nah und fern wurden herbeigerufen, — kein Mittel vermag die Principessa jener grausigen Erstarrung zu entreißen, — — keine Arznei der Welt löst den Krampf ihres armen Herzens.

„Wenn sie nicht weint, so wird sie sterben," — sagen die Dottori, — — und sie will sterben. Aber ihre unermüdliche alte Pflegerin klammert sich fest an die Hoffnung, und immer noch melden sich Wunderdoctoren bei dem Haushofmeister der Prinzessin Belmonte, die Heilung verheißen, — aber Keiner heilt sie. — — So wird sie denn dahinsinken in der Dunkelheit ihres Schmerzes, sie, die man die „weiße Glockenblume" nannte, — wenn die Heiligen kein Wunder geschehen lassen, das einen Sonnenstrahl in ihr Herz senkt und ihren brennenden Augen Thränen bringt. — Ist das nicht eine bittere, traurige Geschichte, Signor, — und meint Ihr nicht auch, daß ich mich vergeblich danach sehnen werde, die weiße Glockenblume malen zu dürfen? Wer sollte sie pflücken — wer sie mir bringen?" — Und Nina

legte den Pinsel nieder und sah ihren Zuhörer wehmüthig an.

„Sehr traurig ist Eure Erzählung," lautete die Antwort, „aber — eine weiße Glockenblume sollt Ihr doch aus dem gläsernen Hause und den verschlossenen Zaubergärten der Villa Belmonte haben, Signora. — — Was gebt Ihr mir zum Lohn, wenn ich sie bringe? — — Ihr wißt, ein Mann ist niemals so uneigennützig wie eine Frau."

Das junge Mädchen rief mit schalkhaftem Blick: „Ihr sollt die schönste Verzierungstafel für Euer Meßbuch haben, die Nina Gilia je gemalt."

„Und die Erlaubniß, die geschickte Hand zu küssen, die sie malte. Werdet Ihr „ja" sagen?"

Die Blumenmalerin nickte lächelnd und erröthend. — Man nahm Abschied von einander.

„In zwei Tagen bringe ich Euch die ersehnte Blume oder — Ihr seht Euren Hausgenossen nimmer wieder," sagte der Sänger, als er die Malerstube verließ.

Die Alte sah ihm mit schlauem Blick nach.

„Figlia mia," verliert Euer Herz nicht an ihn!" flüsterte sie. — „Er kennt die Frauen, der schlaue Birbante!"

Und der Liebling Neapels mußte unabläſſig an die Villa Belmonte denken — die dunkle Geſchichte der ſchönen Principeſſa ging ihm nicht aus dem Sinn. — Es war aber ein ſeltſamer Plan, der aus dieſem Sinnen und Grübeln allmählich emporſtieg, und kein Schlaf kam in ſeine Augen in der Nacht, die jenem Beſuche in der Malerſtube folgte, — wie im Fieber jagte das Blut durch ſeine Adern — noch nie ſeit ſeiner Ankunft in Neapel hatte er eine ähnliche Erregung empfunden.

Die reizende Ninetta war vergeſſen — — die ſchöne Sterbende ſtand vor ſeiner Seele. — Süß und verlockend wehte der Blütenduft aus den Gärten der Villa Belmonte zu ihm herüber — — eine todbleiche Frau, in weiße Schleier gehüllt, einen weißen Glockenblumenkranz tief in die Stirn gedrückt, ſchwebte herbei und winkte ihm. — „Rette mich!" flehten die ſüßen Lippen. — Und es war ihm, als müſſe er ſein Beſtes dahingeben für dies todkranke Weſen — als habe ein Gott ihm die Zauberſtimme gegeben einzig nur für ſie, als gälte es jetzt die höchſte Aufgabe ſeines Lebens zu erfüllen. — Er gedachte der zahlloſen Thränen, die ſein Geſang ſelbſt jenen Augen entlockt, die längſt das Weinen verlernten, wie manche Eis=

decke eines erstarrten Herzens seine Töne schon geschmolzen — — warum sollte hier seine edle, holde Kunst kein Wunder thun? — — Hier galt es, ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, wie ihm noch keins zu vollbringen Gelegenheit geworden, hier galt es die Macht der Musik zu erproben an dem würdigsten Gegenstande: einer trauernden schönen Frau.

Am folgenden Tage schien il divino wirklich ausgeflogen nach Sorento, wenigstens klopften seine Freunde vergeblich an seine Thür, und die gewohnten Blumenspenden trug Giambattista dienst-eifrig hinauf zur jungen Blumenmalerin — er wußte über den Verbleib seines Herrn nichts aus-zusagen.

An jenem Tage aber, kurz nach Sonnenunter-gang ließ sich ein Greis in schlichter Tracht, mit langem silbernen Bart, bei dem alten Haushofmeister der kranken Prinzessin Belmonte melden. — Er hatte eine lange Unterredung mit ihm, und wenn auch der Accent des Fremden, mit dem er die lingua italiana redete, etwas hart und seltsam klang, so mußten doch der Ton der Stimme und die Worte selbst so süß und überzeugend sein, daß der Ca-merlingo Zutrauen faßte und dem ehrwürdigen

„Dottore" versprach, ihm die Kranke wenigstens vom Weitem zu zeigen.

„Ich hoffe, nach Allem was Ihr mir von ihr gesagt, Eure Herrin zu heilen, — sofern Ihr mich gewähren laßt. Ihr dürft mich aber nicht unterbrechen, was Ihr auch hören und sehen möget. — Nur von ferne will ich die Principessa sehen — und Ihr sollt neben mir stehen bleiben, und ich verspreche Euch, nicht von der Stelle zu weichen und keinerlei gewaltsame Dinge zu unternehmen. Das einzige Zaubermittel, das ich bei mir trage, begleitet mich immer — seht her!"

Und die Falten seines Gewandes auseinanderschlagend, enthüllte er eine Laute.

Der stattliche Haushofmeister der Villa Belmonte schüttelte zwar ein wenig den Kopf bei diesem Anblick, das Vertrauen zu dem fremden Arzt wollte wanken, — aber ein neuer forschender Blick in das ehrwürdige Antlitz des Forestiere, auf die hohe Gestalt und weißen Locken ließ ihn wieder ruhig und sicher werden. — Galten doch alle geheimnißvollen Wundermittel, Beschwörungen, Besprechungen, Amulete und ähnliche Dinge unter der Dienerschaft der Prinzessin ungleich höher als die Pillen und Tränkchen der studirten Dottori, — und ein

sogenannter „Heilkünstler" fand viel eher Einlaß als ein wirklicher Arzt. — So führte der Camerlingo denn auch den neuen Helfer auf allerlei Umwegen durch weite Hallen und teppichbelegte Treppen, durch prachtvolle Gemächer und Säle in den Garten. — Ueberall herrschte die Stille des Todes. Die marmornen Statuen schienen erstaunt auf den Fremdling herab zu sehen, der es wagte, ihre Einsamkeit zu stören. — Und da draußen blühte und duftete es so wunderbar — Bäume und Sträucher schimmerten in rosiger Abendglut, der Himmel war so tiefblau und leuchtend, als ob die Erde ein Paradies und Schmerz und Sorge nur ein Märchen. — Und leicht wie ein Hauch stieg das Glashaus empor mit den Glockenblumen, nach denen sich die Blumenmalerin in der Strada Toledo sehnte.

„Ecco la Principessa!" flüsterte jetzt der Führer.

Welch ein Anblick! — Mitten unter fremden Blumen, selbst eine Wunderblüte, lag auf einer Purpurdecke ausgestreckt, wie in der Starrheit des Todes, die schönste Frau Neapels. — Weiße faltige Gewänder umhüllten die herrlichen Glieder, — um den Reichthum des goldenen Haares war ein schwarzer Schleier gewunden. Das Profil in seiner Reinheit erinnerte an die Marmorgebilde

der Blütezeit griechischer Kunst, tiefe Blässe bedeckte Stirn und Wangen, und die halbgeschlossenen Augen baten: „Laßt mich in Ruhe sterben!"

Eine Weile vergaß der Greis mit dem Silberhaar fast, warum er hierhergekommen — die ganze Welt versank vor ihm — hier hätte er ewig bleiben mögen, versunken im Anschauen des Götterbildes, — dieser erhabensten Statue des Schmerzes. — Der Camerlingo war es, der ihn seiner Erstarrung entriß. Er berührte seinen Arm und flüsterte: „Meint Ihr, daß sie zu retten sei?!" —

Da riß der vermeintliche Dottore mit einem Griff den falschen Bart und die weißen Locken des Haupthaares herab — und ehe sein entsetzter Begleiter sich von seinem Schrecken erholte, berührten die Finger des Divino die Saiten und die Zauberstimme sang, leise und himmlisch süß, wie aus weiter Ferne:

„Solitario bosco amoroso."

Und allmählich wurde der Gesang lauter, — die unsagbare Schönheit dieses Tenors entfaltete ihre Schwingen, und endlich war es, als ob der ganze Garten angefüllt sei von einem Ton, dessen Kraft und Süßigkeit ohne Gleichen.

So hatte il divino noch nie gesungen, — eine

glühende Begeisterung erfüllte ihn — es war halb Gebet, halb Gesang, was von seinen Lippen quoll — vergessen war die weiße Hand der Blumenmalerin — es galt allein die Rettung des zauberischen Weibes vor ihm. — Er sah, wie sie sich wie im Traum emporrichtete, wie der Athem rasch und heftig den schönen Busen hob, — er sah die großen Augen mit den zuckenden Wimpern sich öffnen, — ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte die Gestalt, — sie verhüllte mit den Händen ihr Gesicht: die Principessa von Belmonte — weinte. Leise und immer leiser erstarb nun der Gesang wie Geistergruß aus seligen Höhen — dann brach der Sänger ohnmächtig zusammen. —

Ganz Neapel redete lange Zeit von dieser größten Wunderwirkung seines Lieblings, der Rettung der Todkranken durch den Gesang Antonio's. — Man empfing den Gefeierten, als er nach jenem Wagestück zum ersten Mal wieder in San Carlo erschien, mit einer Begeisterung, die an Fanatismus streifte. — Der deutsche Sänger wohnte seit jenem verhängnißvollen Abend im Palazzo Bel-

monte, und die sonst so todesstillen Gemächer durchzog der Ton seiner Laute und der Klang seiner Stimme, um allmählich das zweite Wunder zu vollbringen: die Thränen zu trocknen: die schönste Frau Neapels wieder lächeln zu lehren. —

Glücklicher Antonio, der dies erste Lächeln sehen durfte! —

Wie gern wäre Anton Raff nun in Neapel geblieben — wenigstens so lange, wie der Ritter Tannhäuser im Venusberge — wenn ihn nicht sein Ehrenwort nach München zurückgerufen. — Nur sieben goldene Tage waren ihm geschenkt. —

Der kleinen Nina brachte er die ersehnte weiße Glockenblume — und den verheißenen Lohn hat er sicher eingefordert und erhalten, wenn auch darüber nirgends etwas geschrieben steht. — Als der Divino aber endlich Abschied nahm, stand die Staffelei der Blumenmalerin Gilia neben dem Gemach der Principessa, und sie durfte nach Herzenslust arbeiten, was und wie es ihr eben in den Sinn kam. — Allein sie blieb nicht die unbekannte Nina der Strada Toledo; das erste Bild, das unter den schwermüthigen Augen ihrer neuen Freundin entstand, begründete ihren Ruhm. Es war eine Blumengruppe: weiße Glockenblumen und Rosen,

von einem Sonnenstrahl erhellt. — Colorit und Beleuchtung waren von so hohem Reiz und Glanz, daß bald ganz Neapel von jenem Bilde redete. — Nina's Glück war gemacht. — Ihre Bilder wurden von Stund' an viel begehrt von den Vornehmsten des Landes, die Blumenmalerin der Strada Toledo malte fortan für Könige und Königinnen. Die schönste Copie jenes Bildes mit dem Sonnenstrahl aber wanderte fort über die Alpen in das Musikzimmer des Divino.

In den Galerien von Neapel und Florenz begegenen wir den zauberischen Schöpfungen der Blumenmalerin. Die kleine weiße Hand Nina's verlieh den Blüten und Knospen Unsterblichkeit. — Aber nicht allein diesen ihren duftenden Bulmen-Lieblingen — auch Anderen. — Die Wunderstimme des deutschen Sängers ist verhallt — — die bella Principessa schläft neben ihrem Geliebten in der Chiesa di San Lorenzo, — der Sonnenstrahl, den Nina Gilia malte im Palast Belmonte, hängt über der Blumengruppe in ungeschwächtem Glanze. Und bei seinem Anblick erscheint die holde Gestalt der trauernden Venetianerin im goldenen Mantel des gelösten Haars — die schöne Prinzessin, — und

leise, wie aus weiter Ferne, tönt eine wunder=süße Stimme, die da singt:

„Solitario bosco amoroso.“

Nina Gilia starb in Turin unvermählt und hochgeehrt als eine der größten Blumenmalerinnen Italiens. Ob sie den Rath der alten Teresa befolgt und ihr Herz vor dem „Birbante“ bewahrt oder ob sie es ihm mitgegeben in das Land des Schnees: — Chi lo sa?

Getrennt.

„Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum.
Heine.

Sie saß am Kamin. Die Pendule auf dem Sims vor dem großen in die Wand gefügten Spiegel zeigte die fünfte Stunde. Eben hatte der alte Diener, geräuschlos auf dem weichen Teppich hinschreitend, die verschleierte Lampe auf den Tisch gestellt und die rothen Seidengardinen zugezogen. — „Der gnädige Herr lassen melden,“ sagte er nun, „daß er erst später auf den Ball des Herrn Generals kommen werde, daß aber die Frau Gräfin Feldern bei der gnädigen Frau um neun Uhr vorfahren wolle. Der Herr Präsident holten den gnädigen Herrn soeben zu einer kleinen Schlittenpartie nach M. ab.“ —

Sie nickte nur. — „Sage Fanny, daß sie um halb sieben Uhr zur Toilette herüberkomme,“ —

rief sie ihm noch nach, als er schon an der Portière stand, „und servire den Thee nebenan im grünen Zimmer.“ — — Dann war sie allein.

Draußen wirbelten die Schneeflocken wild durcheinander und schlugen an die Scheiben — wer ein Daheim hatte, eilte nach Haus und schaute mit dankbarem Blick in die Augen, die ihm noch leuchteten, — man trennte sich an diesem Tage nicht ohne Noth — es war eben der letzte im Jahre. —

Sylvesterabend nahte mit leisen Schritten. — Das ist eine gefährliche Zeit, allein zu sein, und ein kühnes Wagniß, seinen Gedanken Audienz zu geben, wenn man nicht — ein Philosoph oder — siebenzehn Jahre alt ist. — Zu solcher Stunde thut eine warme Hand, die fest die unserige umfaßt, doppelt noth — und ein warmer Blick, der sich tief in den unserigen taucht. Irgend eine geliebte Lippe muß dann ein zärtliches Wort haben für uns — — wir müssen fühlen und hören, daß doch Eins uns bleibt, hier auf dieser Erde — wie auch die Jahre schwinden: die Liebe! —

Ueber jene einsame Frau am Kamin war in diesem Augenblick noch keine Sylvesterstimmung gekommen — ein geöffnetes Kästchen stand auf ihren Knieen, und sie wählte aus dessen reichem

Inhalt ihren Schmuck für den heutigen Ball. — Es war ein interessantes Bild — das mit allem modernen Comfort ausgestattete Zimmer im weichen Dämmerlicht mit seinem Blumentisch voll seltener Pflanzen, mit seinem geöffneten Flügel — mit seinen eleganten großen Stichen an den Wänden, von feinster Ausführung mit französischen Unterschriften, — jedes eine kleine Geschichte erzählend, — „La conversation,“ — „L'ami,“ „Bonheur fuit la richesse.“ — das Portrait eines Husarenlieutenants in ganzer Figur und das Brustbild eines jungen Mädchens in einfachem weißen Kleide, gescheiteltem blonden Haar, auf dessen Wellen eine Rose lag, — großen, fragenden Augen und dem Ausdruck der sonnigsten Fröhlichkeit. Es war etwas so Frisches, Unberührtes, Sorgloses in dieser Erscheinung, daß man unwillkürlich stehen bleiben mußte, um dies glückliche Geschöpf wieder und wieder anzusehen und — zu beneiden. —

Wer hätte in der Frau am Kamin das Original dieses Bildes erkannt? — Die Augen erschienen jetzt fast noch größer — und offenbar schöner — aber das Licht des Glückes in ihnen war erloschen, sie strahlten nur Mondschein — den Mondschein einer

schwülen Sommernacht. — Das Gesicht erschien fein, blaß und verblüht — man nannte Frau von Bergen „journalière“ — den einen Tag sah sie krank, müde und gealtert aus, — den andern bezauberte sie durch ihre Lieblichkeit. — — Nur das Eine blieb ihr immer: eine entzückende Grazie in der Bewegung wie in der Ruhe, und ein Ton der Stimme, der ihre größten Feinde besiegte, wenn sie ihn hörten. — Wie oft, wenn das ungleiche Ehepaar in der Gesellschaft erschien, beschäftigte man sich mit der Frage, welche Welle sie wohl zu einander getrieben haben möchte — — ihn, den Lebemann, — sie, die Idealistin, — und ob die Beiden in ihren eigenen vier Wänden wohl eben so vortrefflich mit einander zu verkehren und — so lautete der Ausdruck, — „sich zu schonen" verständen, wie vor der Welt. —

Aber von den Betheiligten selbst hätte man wohl nie eine Antwort auf diese Frage erlangt. —

Herr von Bergen war ein weitläufiger Verwandter Eugeniens, und hatte mehrmals seinen Freunden erklärt, daß seine Frau einst das unwiderstehlichste Geschöpf der Erde gewesen sei, — — und daß er gemeint, einen leibhaftigen Sonnenstrahl zu sehen, als sie ihm zum ersten Mal

entgegengetreten. — Wohin eigentlich später ihre Fröhlichkeit gekommen, wisse er selber nicht — — sie sei ihm unter den Händen verloren gegangen. „Frauen ohne Kinder werden immer entweder häßlich oder traurig — —" setzte er dann hinzu, „ich will aber lieber eine traurige als — eine häßliche Frau. Und Eugenie kann, wenn sie will, noch das jüngste, hübscheste Mädchen ausstechen," — — eine Bemerkung, in die alle Hörer lebhaft einstimmten. —

— Eugenie hatte einen Rubinschmuck herausgenommen und auf den Tisch gelegt, er stimmte am Besten zu dem blaßgrünen Taffetkleide, das sie heute tragen wollte. —

Im Begriff die Schatulle zu schließen, verwickelte sich die herabhängende Kette ihrer Uhr an einer der Federn des Schlosses; bei einer etwas ungeduldigen Bewegung sie zu befreien, geschah es wohl, daß ein verborgenes Fach aufsprang. Ein kleiner Ring, ein kleiner weißer Handschuh, ein verdorrter Veilchenstrauß und mehrere lose, vergilbte Blätter, von feiner Hand beschrieben, fielen heraus. Zitternde Hände waren es, die sich jetzt all' dieser Dinge bemächtigten, erglühende Wangen neigten sich über diese Reliquien, — — und Augen,

die in Thränen schwammen, starrten darauf hin. Eugenie schob die Schatulle so achtlos bei Seite, als ob sie Staub und Sand beherbergte, keinen kostbaren Schmuck — das Kästchen hätte vor ihren Augen in die Flammen des Kamins stürzen können und sie würde sich nicht geregt haben, die schimmernden Schätze zu retten. — —

O diese Flut von Erinnerungen, die so plötzlich hervorbrach und ihr Herz überströmte, daß sie nach Athem rang. — Wie kam es nur, daß sie diese kostbaren Kleinodien so lange, lange nicht gesehen? — — Hatte sie geschlafen, — tief und traumlos, daß sie ihr stilles Dasein vergessen? — — Wie wunderbar ist doch der Vorgang, der so plötzlich von jener Staffelei im Heiligthum unserer Seele die verhüllende Decke gleiten läßt, daß wir das farbenfrische Bild unserer glücklichsten Tage in all' seiner Herrlichkeit erblicken, — jener Vorgang, der unsere welken Blumen mit einem Zauberschlage wieder blühen macht, daß wir uns berauschen an ihrem Glanz und Duft, als ob wir sie eben gepflückt. — Ein Ton — ein Duft — ein armer, kleiner Gegenstand sprengt verschlossene Thüren — macht die Todten lebendig. — Da — der kleine, liebe Ring! — Die Steine blau wie

zwei Augen, an die sie seit Jahren nicht mehr gedacht — — wie sie meinte — — und die sie doch — jetzt fühlte sie es mit erschütternder Gewalt — keinen Moment vergessen. — — Die Mutter hatte dies Vergißmeinnicht, schon als Mädchen getragen — an einem heitern Sylvesterabend war es gewesen, als sie es ihr abgeschmeichelt. Die Geschichte aber, die zu diesem Ringe gehörte, hatte sie ihr erst später einmal erzählt an einem anderen traurig-schönen Tage. —

An jenem Sylvesterabend, als Eugenie zum ersten Mal den kleinen Ring triumphirend an ihren Finger schob, brachte der Bruder ihn auch zum ersten Mal in's Haus, — seinen Freund, Edmund Letten, den schönen Studenten, denn an jenem Abend versammelte sich eine heitere Gesellschaft befreundeter Menschen im Elternhause. Papa und Mama saßen mit den verschiedenen Vätern, Müttern und sonstigen Auserwählten im Nebenzimmer. Zuweilen nur erschien die zarte Gestalt der Mutter auf der Thürschwelle, das sanfte, edle Gesicht im Rahmen der losen, braunen Locken, von einem schwarzen Spitzenschleier umgeben, mit ihren liebevollen Rehaugen lächelnd dareinschauend, — oder ihr Seidenkleid, sie trug immer Schwarz oder Braun, rauschte

plötzlich dicht neben dem Einen oder dem Andern ihrer Kinder und sie legte die vielbewunderte, noch immer schöne Hand auf eine zarte Mädchenschulter und nahm so ihren Antheil an der Freude der Jugend. —

Die stattliche Erscheinung des alten Obersten zeigte sich seltener, sein Gesicht mit dem strengen Ausdruck wirkte eher dämpfend als anregend. Mama war eben ein Engel, — darüber waren nicht allein ihre beiden Kinder einig, — überall verbreitete sie Glück und Wohlgefühl. — Ob sie selbst glücklich war? — Der leise schwermüthige Zug zwischen den Brauen redete von unerfüllt gebliebenen Wünschen und Träumen. — An jenem frohen Sylvesterabend dachte freilich Eugenie darüber nicht nach, — erst viel, viel später. — Damals ließ man Nußschaalen schwimmen mit kleinen Lichtern, — schrieb geheimnißvolle Zettel, — goß Blei, — schlug Gedichte auf, und lachte und jubelte so hell durcheinander! — Was war es doch, das Eugenie damals aufschlug, als Edmund Letten ihr das Buch reichte.

— „Sie liebten sich Beide — doch Keiner
Wollt' es dem Andern gestehn —
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn. —

Sie trennten sich endlich und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum
Sie waren längst gestorben: — — —
Und wußten es selber kaum. —"

— Damals mußte sie laut auflachen über den „Unsinn," wie sie ihn nannte. —

„Was soll das heißen? Wer kann das mir erklären?" – fragte sie, mit frohen Augen zu ihrem Nachbar aufschauend:

„Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum. —"

— Und der junge Nachbar senkte seine wunderschönen, blauen Augen auf das Blatt und las still — — aber eine Erklärung gab er nachher doch nicht. —

Die Mutter war es, die in diesem Augenblick die Stirn der Tochter küssend, sagte: „ich hoffe, daß Du nie eine Erklärung findest." — Und am Tage darauf besuchte Eugenie den ersten Ball. Sie erinnerte sich noch, wie viele Knospen jene Rose zählte, die ihr die Hand der Mutter hinter dem kleinen linken Ohr befestigte, — tief in dem blonden Scheitel. Auch daß nach dem ersten Walzer das Band des linken Schuhes zerriß, was die Freundinnen als ein bedeutungsvolles Omen er=

klärten — wußte sie noch, — und wie das Bouquet ihr aus dem Gürtel fiel und — e r es aufhob. — Das war eben das zweite Begegnen der blauen Augen. — Die Mädchen kannten ihn alle, den schönen Studenten, und nannten ihn den verkappten Prinzen. Er hatte etwas Kaltes, vornehm Reservirtes in seinem Wesen, — eigentlich war's Schüchternheit, — aber Niemand glaubte an diese Auslegung als später Eugenie. — An jenem Abend tanzte er mit ihr den Walzer und Cotillon und in der Française, die sie ihrem Bruder gegeben, stand er ihr gegenüber. Das war ein köstlicher Ball! Und obgleich sie von dem letzten Tanz mit i h m eben nur eine wirre Erinnerung hatte von allerlei Touren, Blumen, Schleifen und heitern Gesichtern, so war es doch wie das Erwachen aus einem Paradiesesrausch, als sie neben Vater und Mutter im wohlverpackten Wagen saß und nach Hause fuhr. — Diesem Balle folgte die erste schlaflose Nacht in ihrem jungen Leben — und doch war sie so süß! Später wurde Edmund der gern gesehene Gast ihres Elternhauses. — Sein reiches Musiktalent öffnete ihm Thür und Thor, — aber nirgends schien er lieber zu spielen als eben hier, wo ein blondes, schlankes Mädchen neben ihm am

Flügel stand und mit einer silberreinen Stimme Schubert'sche und Mendelsohn'sche Lieder sang. — Der Bruder Lieutenant konnte dann so andächtig zuhören, als ob er die Ruhe und Stetigkeit selber — die Mutter saß mit ihrer Arbeit im Sessel am Tisch, und zuweilen öffnete der Oberst geräuschlos die Thür seines Zimmers, um besser zu hören. — Oft mischten sich auch die beiden jungen Stimmen ineinander in irgend einem Duett, — und die Leute sagten, sie paßten so gut zusammen — und die Mutter und Felix meinten es auch — — und die beiden Sänger fühlten es am Besten. — Zuweilen las man auch wohl mit einander, — dann verschwand aber der Lieutenant und hatte plötzlich „Dienst" — und wenn er wieder kam, war man erstaunt, daß schon Stunden darüber hingegangen, seit man seine Sporen klirren gehört. — Edmund brachte irgend ein Gedicht mit — hatte irgend eine Stelle über Musik gefunden — oder sonst einen Ausspruch, der ihn anregte und entzückte, und da las er das Alles vor ihr und sie schaute dann mit den großen, schimmernden Augen in das Buch hinein und ihre Finger berührten zuweilen einander flüchtig beim raschen Umblättern. Die Mutter ließ sich auch wohl Eines oder das Andere

wiederholen — dazwischen plauderte man — — bis der Vater endlich seinen Kopf in's Zimmer steckte und ein Lied zu hören verlangte oder eine Mozart'sche Sonate, oder einen „kräftigen, lustigen" Marsch. — Die Leute da draußen in der Welt nannten die Beiden schon längst ein Brautpaar und die Freundinnen neckten Eugenie, nach Mädchenart unbarmherzig mit ihrem eifrigen Verehrer. — Aber das Alles berührte die Knospe dieser unbewußten, unschuldigen Liebe nicht, — sie wuchs in tiefem Frieden empor und schlug langsam und ungestört die leuchtenden Blätter auseinander. — — Es war noch ein traumhaftes Glück. Man schied von einander nur um sich wieder zu sehen, — man durfte von dem „Morgen" immer ein verschönertes „Heut" erwarten, — und überließ sich der trunkenen Seligkeit dieses Hoffens, — dieses Beisammenseins so unbekümmert, als könne nie ein Ende kommen. — O dies frohe Ausschauen nach einander, dieser Augengruß — dies halbe Lächeln, diese abgebrochenen Fragen und Antworten, — dies unbeschreibliche Gefühl des Sichverstehens fast ohne Worte. — — So schwand Frühling, Sommer und Herbst dahin — der Winter kam wieder. — Ob sie ahnten, daß sie sich liebten? —

Eugenie erinnerte sich jetzt eben so klar jenes verhängnißvollen Augenblicks, wo das Bewußtsein zu lieben und geliebt zu werden, einem Blitzstrahl gleich, in ihr Herz schlug. — — — Es war auf einem Maskenball, dem ersten, den sie besuchen durfte. Vater und Mutter hatten den Bitten des Kindes nachgegeben — man fuhr in das Opernhaus. — Eine Watteau'sche Schäferin, leicht geschürzt und gepudert, Rosen im Haar, betrat bebend vor Erregung den glänzenden Saal voll bunter Gestalten, die im Chaos durcheinander wirbelten. — Eine Todesbangigkeit überkam das junge Mädchen vor all' den starren Larven auf den beweglichen Körpern, — vor all' den indiscreten, unbekannten Augen, die sie anstarrten, sie war dem Weinen nahe und hing sich zitternd an den Arm des Vaters. — Das war also das ersehnte Vergnügen, der gepriesene Rausch eines Maskenfestes? — Vergessen waren alle die übermüthigen Scherze, die sie daheim ersonnen, vergessen alle Neckereien für die Freundinnen, und nur die Sorge, wie den Einen hier herausfinden, erfüllte ihr Herz. Und er stand doch schon neben ihr im schwarzen Domino und aus seinen Augen fiel ein heller Strahl und seine Stimme klang etwas er=

regt, als er jetzt fragte: „darf ich Sie weiter führen?“ —

Und er durfte es — der Papa war froh, die kleine Furchtsame los zu werden und sich nach einer Partie umsehen zu können, — Mama wurde von verschiedenen Bekannten aufgehalten und wußte ihr Kind geborgen und glücklich — das junge Paar trieb also in der Strömung weiter. — Zum ersten Mal führte er sie, außer zum Tanz. Sie legte die schlanke Hand auf seinen Arm und fühlte, wie er sie sanft fest und immer fester an sich drückte. — Fremde Gestalten wogten an ihnen vorüber — häßliche Larven schauten über Eugenien's Schultern, — sie erschrak nicht mehr, — man redete sie an — heiter antwortete sie jetzt auf alle neckischen Fragen. — Der Bann der Angst war von ihr genommen.

„Legen Sie die Maske ab —“ bat er einmal leise. — Sie that es und ihr Gesicht hatte nie glücklicher und lieblicher ausgesehen als eben jetzt. — „Auch Sie sollen das häßliche Ding fortnehmen,“ sagte sie dann lächelnd, und die schwarze Maske fiel. Man sah sich in die Augen wie nach langer Trennung. — Vater und Mutter waren längst verschwunden, — untergetaucht im Gewühl,

Eugenie bemerkte es erst jetzt. — Aber kein Hauch von Bangigkeit kam über sie an seinem Arm. Sie wanderten weiter durch Säle und Cabinete über die Foyers, fortgetrieben durch die Menge, einsam unter tausend Augen. Zuweilen grüßte ein bekanntes Gesicht — zuweilen blieb man bei einer Gruppe von Freunden stehen. — Und einmal war es, daß er auf sie herabsah und ihrem Blick begegnete, — — die einsame Frau am Kamin fühlte ihn noch, in diesem Moment, jenen Blick, — so stolz, so glückstrahlend, so leidenschaftlich war er. — Dann fragte er: „aber fürchten Sie sich nicht mehr?" —

„Fürchten? bei Ihnen" — glitt es über ihre Lippen — und es war ihr plötzlich, als müsse sie so an seinem Arm fortgehen, wenn er es geböte, weit durch alle Länder der Erde — zum Himmel oder — zur Hölle — wohin er eben wollte. — Noch einmal trafen sich jetzt ihre Augen — — und Eugenie wußte, daß sie ihn liebte. — — O dieser Maskenball! — — War denn das Alles Wirklichkeit, so bei ihm zu sein, — so auf seinen Schutz angewiesen unter den Vielen! — Sie saßen auch in einer Loge eine lange Weile nebeinander und sahen auf das Getümmel herab, die kleine Watteau'sche Schäferin und der große, schwarze Domino, —

aber sie sprachen kaum ein Wort. — „Papa sucht uns," sagte sie endlich, nickte lächelnd dem Obersten zu, der eben heraufblickte und stand dann auf. — Als sie aber ihre Hand wieder auf seinen Arm legte, zitterte diese Hand, und das Herz, an das sie sich lehnte, schlug heftig gegen die zarten Finger. — — Man fand sich wieder zur Gesellschaft, obgleich Edmund Letten den weitesten Weg genommen, der sich nur entdecken ließ, — man blieb für den Abend unzertrennlich — es war schön — wunderschön — — das Allerschönste war aber doch vorüber. — Wenige Tage später stand sie, wie so oft, neben ihm am Flügel. Schubert's zauberisches Lied:

„Du bist die Ruh', der Friede mild
Die Sehnsucht Du und was sie stillt —"

lag aufgeschlagen auf dem Notenpult. — Sie waren Beide allein. — Er begann das süß-traurige Ritornell — da nahm er plötzlich die Hände von den Tasten und sagte mit erstickter Stimme: — — ich kann's nicht aushalten — sagen muß ich's aber: morgen reise ich nach Haus — der Vater ruft mich zurück." —

Sie erblaßte bis in die Lippen. — „Er ruft Sie zurück?" stammelte sie — „und übermorgen ist der Sylvesterball bei der Tante — —."

Er sah zu ihr auf — lächelnd — aber seine Augen standen in Thränen. Da neigte sie sich fassungslos zu ihm herab und leise ihre Hand auf seine Schulter legend, sagte sie kaum hörbar:

„Wann kommen Sie wieder? — — denn kommen müssen Sie ja!" — —

— — „Wann es meinem Vater gefällt! Sie kennen ihn nicht — — und Sie kennen mich nicht: — — ich bin weiches Wachs in seinen Händen!" —

Ein tödtlicher Schreck — die Vorahnung seines Verlustes berührte ihr Herz wie ein scharfes Messer. — Sie faltete ihre Hände. Aber nur wenige Augenblicke stand sie so fassungslos neben ihm. War sie doch noch so jung, so vertrauend, so glücklich — sie glaubte nur an schützende Engel — nicht an zerstörende Dämonen — und so gab sie denn ihre Liebe und ihre Sorge in die Hut der guten Engel. — —

„Wir sehen uns wieder!" sagte sie plötzlich lächelnd und zuversichtlich. — — „Kommen Sie — wir wollen uns wieder heiter singen!" — Und wie mechanisch berührten seine Finger wiederum die Tasten und eine süße, verschleierte Stimme voll heimlicher Thränen sang:

„Du bist die Ruh', der Friede mild
Die Sehnsucht Du und was sie stillt
Ich weihe Dir voll Lust und Schmerz
Zur Wohnung hier
Mein Aug' und Herz."

— Mama fand die Stimme der Tochter seltsam angegriffen und Papa bestellte sich ein „lustig" Lied, das aber diesmal ungesungen blieb — — Eugenie erklärte heiser zu sein. Es war gut, daß Felix kam — so verging doch der Rest des Abends noch ziemlich heiter. — — Am nächsten Tage kam Edmund in der Dämmerung, um Abschied zu nehmen. — Eugenie saß wie im Traum dabei, als Vater und Mutter mit dem Geliebten redeten — man fragte nach seiner Reiseroute, — sprach von allerlei Vorsichtsmaßregeln gegen die strenge Kälte, bedauerte die schnelle Abreise, — fand aber auch den Wunsch des Vaters, den Sohn wieder einmal bei sich zu haben, begreiflich. — Wie sie nur so viel zu sagen wußten! — — Sie selber konnte Nichts — auch gar nichts sagen — — und als Edmund endlich sich erhob und unter dem Vorwande, noch Vielerlei besorgen zu müssen, aufbrach — da reichten sie sich Beide nur stumm die Hände. — — Ein süßer, fester Druck — dann lösten sich die bebenden Finger. Als der Scheidende aber schon in der Thür

stand, rief eine halberstickte Mädchenstimme noch angstvoll: „Auf Wiedersehn!" —

O die Mutter — die geliebte, süße Mutter — wie sie Alles errieth — wie sie ihr schluchzendes Kind an's Herz nahm, als der Vater sie verlassen — — wie sie ohne Worte Alles, Alles verstand — wie sie von einem fröhlichen Wiedersehen redete im nächsten Sommer. — Und es war als wehe schon Rosenduft herüber, während sie noch redete und Eugenie die Arme um ihren Nacken schlang. — An jenem Abend erzählte auch die Mutter der Tochter die Geschichte des Vergißmeinnichtringes: —

Es war das blaue, schuldlose Andenken an die blaue, schuldlose Liebe eines Mädchenherzens — die Hand des Schicksals brach diese kleine Blume wie so tausend Andere — — das einzige Kind des pensionirten Generals durfte keinen armen Musiker heiraten, der Nichts besaß als seine Kunst. — „Ein Soldatenkind gehört zu einem Soldaten!" lautete der eiserne Spruch des Gestrengen — und die Tochter gehorchte und nahm Abschied von ihrem jungen Lehrer und Freunde. Man reichte sich zum ewigen Abschied die Hände, zwei Mädchenaugen schwammen in Thränen, — eine braune

Haarlocke nahm der Scheidende als einzige Erinnerung mit an den thörichten Traum, und die Zurückbleibende trug den kleinen Ring an einer schwarzen Schnur auf dem Herzen. — Sie sahen sich wieder im Concertsaal, als er ein hochgefeierter Künstler geworden war und sie schon die Mutter einer heranwachsenden Tochter, — — aber er wechselte die Farbe bei ihrem plötzlichen Anblick, und sie wurde ohnmächtig während seines Spiels. — Am nächsten Morgen reiste er ab, ohne sein zweites Concert zu geben. — Jetzt trug ihr Kind den blauen Ring und die Thränen Eugenien's fielen auf das kleine Vergißmeinnicht, während der Erzählung der Mutter. — —

An jenem Abend weinte sich Eugenie in den Schlaf. — — Und nun der Sylvestertag — — und der Ball bei der Tante!

„Muß ich hingehen? Mama?"

„Du mußt!" lautete die Antwort. — „Wir Frauen können nicht zeitig genug lernen, unser Herz zu bezwingen und der Welt eine heitere Stirn zu zeigen. — Du wirst noch Schwereres thun müssen, als mit diesem Deinem ersten Kummer im Herzen zu tanzen. Und was würde Papa und Felix denken, wenn ich ihnen sagte: Du, die Tän-

zerin mit Leib und Seele, Du, die man eine Wylly genannt, — verschmähtest einen Ball!"

— — Und Felix war heut' wirklich unerträglich. So übermüthig lustig, — so voll Neckereien für seine Schwester und kleiner Geheimnisse mit der Mama — — und er hatte den ganzen Nachmittag keinen „Dienst." — —

„Mache Dich nur so hübsch wie möglich" — sagte er einmal — „ich habe noch einen Gruß für Dich, den ich Dir aber nur ausrichten werde, wenn Du mir gefällst — und ich Dich rosig und heiter im Ballstaat vor mir sehe. Jetzt siehst Du so blaß und müde aus, wie eine Vierzigjährige!" — — —

An diese Worte dachte sie — diese Worte stärkten sie, als sie das rosenrothe Gazekleid anzog und den Rosenknospenkranz in das volle, blonde Haar drückte. Trotz aller ihrer Traurigkeit warf sie doch einen langen Blick in den Spiegel — sie fand die Toilette tadellos. „O wenn er mich doch sehen könnte!" seufte sie. — Sie ging in das Wohnzimmer. Erröthend trat sie dem Bruder gegenüber. „Gefalle ich Dir?" fragte sie melancholisch. —

Er küßte sie auf die Stirn und hielt ihr ein wohleingehülltes Etwas hin, — die leichte Hülle fiel, — ein großes Veilchenbouquet duftete ihr

entgegen. — Welch ein süßer, stummer Trost! „Er läßt Dich grüßen!" sagte Felix. — —

„Wann ist er abgereist?" fragte sie ganz leise und einige Thränen fielen in die Blumen. —

„Ich kann es Dir nicht sagen," antwortete Felix, „ich hatte heute Morgen Dienst." —

Wie anders aber doch Alles war — wie man so stumm im Wagen saß und sonst so oft die Hand der Mutter in freudiger Ungeduld suchte, und tausend Schmeicheleien für den Papa und Neckereien für Felix hatte! — — Und dann in der Garderobe — dieses freudige Begrüßen der Freundinnen, als ob man einander zehn Jahre lang nicht gesehen, — und die gegenseitige Bewunderung, während man heimlich doch dachte: diesmal bin i ch hübscher — und endlich die prüfenden Augen der Mutter, die man dort allezeit so geduldig aushält, und — endlich das Eintreten mit heftig klopfendem Herzen. Ob man tanzen wird wie immer? Ob sich die treuen Verehrer wieder herzudrängen zum Sturm auf die Tanzkarte, oder ob man das Opfer einer Verschwörung oder sonst irgend eines ausgesuchten Unglücks werden wird? Was kann Alles auf einem Ball passiren! Das Kleid kann unrettbar zerreißen, Haarflechten können sich lösen,

— das Parquet kann zur Eisbahn werden, die die geschicktesten Tänzer zu Falle bringt, — diese oder jene Freundin kann diesem oder jenem Freunde irgend eine kleine harmlose Spottrede wiedererzählt haben — der Gekränkte will sich rächen — — und hundert ähnliche Schrecknisse können hereinbrechen. — — Mit dergleichen Gedanken war Eugenie nie in den Ballsaal getreten. Er war ja da, und immer Er — was kümmerten sie da die Anderen, — die ganze Welt überhaupt. — Diesmal nun dachte sie gar nichts — hörte sie nichts — sah sie nichts — diesmal hätte sie in der Garderobe am liebsten gleich umkehren mögen. Sie war auch so blaß, daß die Mutter sich heimlich sorgte, und ein nie gesehener Zug von Trauer zitterte um den Mund. Mechanisch nur grüßte und lächelte sie, als sie der Vater in den Ballsaal führte, mechanisch kritzelte sie ihre mystischen Zeichen in ihr Tanzbuch. — Sie wußte nicht, wer sie um die zweite Française, um den Galopp und die Polonaise gebeten — — da sagte plötzlich eine Stimme halblaut hinter ihr: „Bitte um meinen ersten Walzer, — meinen gewohnten Platz bei Tisch und den Cotillon.“ —

— O ihr gütigen Engel! Aufschauend sah

sie in die blauen, strahlenden Augen des Geliebten, der am Arm ihres Bruders vor ihr stand. — Sie hätte aufschreien mögen in maßlosem Jubel — aber sie lächelte nur — Wie Duftwellen von Rosen und Veilchen wogte es über sie hin, — es war als müsse sie ersticken — — aber sie fragte nur: „Sind Sie noch nicht fort oder sind Sie wieder hier?"

Ihre Stimme zitterte freilich — — die Kunst der Verstellung, in der wir uns üben müssen, lernt sich so schwer! —

Und was die Augen sagten? — Ein Glücklicher sah es und verstand es. —

„Ich bin noch hier" — antwortete er in fast übermüthigem Ton — „ich gehe erst im nächsten Jahr — das heißt erst morgen!"

Morgen! O wie weit lag das Morgen! Man zählte ja nicht nach Stunden, man zählte nach Minuten des Beisammenseins — und der Minuten waren ja so viele, daß der Kopf schwindelte, wenn man sie überdachte. O welche Süßigkeit nach all' dem Kummer! — Und die Augen der Mutter strahlten das Glück des Kindes wieder, — und Felix war ausgelassener denn je. —

Auch an diesem Abend war es wie bisher. — —

„Keiner wollt es dem Andern gestehn" — wie sie sich liebten. Stumm blieben die Lippen. Aber einmal fragte er sie: „Wissen Sie, warum ich hier geblieben?"

„Um noch zu tanzen," antwortete sie so glückstrahlend, daß ihn diese Lüge mehr beseligte als jede Wahrheit. —

„Nein — — einzig um Sie zu bitten, mich nie, — nie zu vergessen — — und mir den kleinen linken Handschuh beim Abschied heut' zu schenken. — Wollen Sie diese Bitte erfüllen — Eugenie?"

O dieser Schauer, der sie durchrieselte, als er so leise ihren Namen nannte! — Wie ihr das Herz schlug! —

„Vergessen?" wiederholte sie kaum hörbar und hob die Augen zu ihm auf. —

„Mein gnädiges Fräulein, darf ich um eine Extratour bitten?" Sie mußte sich erheben und — mit einem Andern tanzen. Und wenn ihr Leben davon abgehangen, sie wußte nicht zu sagen, mit wem sie getanzt, — aber es war, als ob sie Jahre lang umhergewirbelt. —

„Endlich!" sagte er, als sie wiederkam. —

„Ja, endlich!" wiederholte sie aus tiefstem Herzen.

Daß dieser Abend zu Ende ging — es war unbegreiflich. — Und trotz des Glückes war der alte Schmerz wieder da, als er nun am Wagen stand und die Hand noch einmal hineinreichte und eine zarte Mädchenhand ergriff. Diesmal kam es wie ein Taumel über sie — fest und fester umklammerte sie die geliebte Hand wie hülfeflehend. — — Den kleinen, weißen Handschuh ließ sie zurück. — — Dann klang es noch „auf Wiedersehen!" herüber und hinüber und — — Alles war vorbei. —

Aber das Wiedersehen kam nicht — — nie wieder. —

Eine Reihe trostloser, dunkler Bilder tauchte vor ihr auf: — Felix, der geliebte, heitere Felix, im Duell gefallen — — die Mutter an gebrochenem Herzen gestorben — kaum ein Jahr nach dem Tode des Lieblings, — — der Vater tiefgebeugt und ruhelos umherziehend mit der Tochter nach Süd und Nord, um endlich daheim zu sterben. — Der erheiternde Gesellschafter seines letzten Lebensjahres war der Hauptmann Alfred von Bergen, Sohn eines Jugendfreundes — der letzte Wunsch des Sterbenden, daß die Tochter seine Werbung annehme. — — So war sie denn Frau geworden. — Eine lange, kinderlose Ehe voll zertrümmerter

Illusionen und zerstörter Träume lag hinter ihr, — ein Leben voll Zerstreuung und Weltfreuden — — sie sah sich gefeiert — bewundert — angebetet — sie mühte sich, die Erinnerung an jenen schönen Jugendtraum zu vergessen — — sie wollte nicht mehr an die blauen Augen denken, die vor ihr so plötzlich erloschen — und es gelang ihr. — Alle äußeren Erinnerungszeichen hatte sie verbannt — — warum fielen sie ihr auch heute in die Hände, heut' am Sylvesterabend?! — —

Was stand auf den kleinen Blättern, die jetzt auf ihren Knieen lagen? — — Es waren Brieffragmente an i h n — — die nie abgeschickt worden waren. — —

Eugenie las eben:

1) „Ist es ein Unrecht, daß ich an Dich schreibe? — Ich denke ja immer und immer an Dich, und mag doch zu Niemand von Dir reden — selbst nicht zur Mutter. Da nehme ich denn, wenn ich's eben nicht mehr aushalten kann, die Feder und spreche zu Dir — von Dir. Und dabei ist's, als schautest Du mir über die Schulter und läsest Alles, und ich brauchte mich nur umzuwenden, um mir Antwort zu holen. — Da frage ich dann leise: wann kommst Du wieder?"

2) — „Sie nennen Deinen Namen nicht — Vater und Mutter — und Felix schreibt kein Wort von Dir! Warum schickten sie ihn so weit von uns fort — er gefällt sich nicht in seiner neuen Garnison. — Wäre er hier geblieben, ich glaube, ich hätte nach und nach den Muth gefunden nach Dir zu fragen. — Einmal — ganz im Anfang — erwähnte er flüchtig, daß er einen Brief von Dir erhalten. — — Kein Gruß für mich?! — Es sind doch schon drei Monate her, seit Du von uns gegangen, und ich kann noch keines unserer Lieder wieder singen. Ich blättere in den Noten, aber die Kehle ist wie zugeschnürt. Papa will aber doch in gewohnter Weise Musik hören — — Du würdest lachen, wenn Du wüßtest, welch' tolles Zeug ich ihm dann singe. Mama fragt nie nach unsern Liedern. — Und sie hörte sie doch so gern! — — Wenn ich die Accorde sehe von dem letzten — — weißt Du noch — das ich nie zu Ende sang —

„Du bist die Ruh"

so kann ich nach wenigen Secunden keine Note mehr unterscheiden vor Thränen. — — Wann werde ich es wieder fröhlichen Herzens singen?" —

3) „Es ist doch seltsam — es ist mir, als hieltest

Du mich immer fest an der Hand — und ich ginge mit Dir, wohin Du mich eben haben wolltest, wie damals auf dem Maskenball. — An jenem Abend sagte mein Herz zum ersten Mal „Du" zu Dir! — Wie es nur sein muß, wenn man sich das so Auge in Auge sagen darf? — Du Edmund! Du Eugenie!" — —

4) „Wenn Du wiederkommst, sollst Du alle diese Briefzettelchen lesen — — kommst Du nicht — — so magst Du sie lesen, wenn ich todt bin. — Ob Du auch so an mich denkst — ob Du leidest, nicht bei mir zu sein? — Ach, Du bist der Glücklichere von uns Beiden — Du bist der Mann, der allezeit die Macht in den Händen hat und sagen kann: ich will. — Du kannst reisen, wann Du willst — Du kannst all' Deiner Qual ein Ende machen — — ich kann nur darauf warten, daß Du sagst: ich will." —

5) „Heut' Abend komme ich ganz erhitzt zu Dir — mein Herz klopft so heftig, daß es mir Schmerz macht — meine Hände zittern: Ich war in einer kleinen Gesellschaft bei der Tante. — Man wollte tanzen — aber Niemand zeigte Lust, Tänze zu zu spielen — Da erbot ich mich zum Musikanten. Ach Edmund, ich bin keine „Wylly" mehr! — Froh

war ich, mich an's Klavier setzen zu dürfen. Aber der junge C. nahm neben mir Platz — er wolle auch nicht tanzen, sagte er. — — Und ich weiß nicht, wie es kam — — er nannte plötzlich Deinen Namen. — Er sagte, Du werdest auf den Wunsch Deines Vaters in B. weiter studiren — —: „Edmund ist der beste Sohn der Welt — — ein zu guter Sohn. Er gehorcht dem alten Herrn blindlings — er ist schwach — dem Vater gegenüber. Schwachheit, — aber in ihrer liebenswürdigsten Gestalt, ist überhaupt der Grundzug seines Wesens. — Armer Freund" — schloß er leise, — „ich fürchte, er wird nicht den Muth haben, durch ein energisches Wort den langjährigen Lieblingsplan seines Vaters zu zerstören."

„Und der ist?"

„Eine Heirat mit einer reichen, entfernten Verwandten."

— Es war wohl thöricht, daß ich aufstand — — aber mir war, als ob die Saiten gellend entzwei rissen. — Ich hörte C. noch sagen: „Sie sind müde, — erlauben Sie mir, Sie ablösen zu dürfen." Dann fand ich mich in einer Masurka wieder — — aber wie ich hineingekommen, wußte ich nicht, noch wer mein Tänzer. Ich sah Alles

wie aus weiter Ferne. — Und das Herz that mir so weh, als ob mir Jemand ein glühendes Messer hineingestoßen. — Seltsam ist's, daß ich von jenem Augenblick an Henry C. haßte — — nicht Dich!" —

6) — „Es ist so still und leer überall, und doch besuchen wir dieselben Gesellschaften — dieselben Menschen sind da — ich tanze und singe wie sonst — aber es ist immer, als säße ich im Theater und sähe nur von Weitem zu — und all' die Leute gingen mich gar nichts an. — Und Du — wie mag Dir's zu Muth sein — — wenn Du an mich denkst?! — Denn denken mußt Du an mich — das weiß ich."

7) — „Dein Brief an Felix ist von meinen Augen gelesen worden — — er hat ihn der Mutter geschickt — und sie gab ihn mir. — Kein Wort hat sie dazu gesprochen — — aber ich sah in ihren Augen, daß Alles aus. — In dem lieben Musikzimmer am Flügel habe ich gelesen, daß Du mich lassen mußt — daß Du — wie Du schreibst — elend werden sollst — — weil Du den Willen Deines Vaters erfüllen willst. — — Es muß wohl so recht sein, denn ein Kind soll den Eltern gehorchen — — aber ich hatte mir Alles so anders

gedacht. — Ich glaube, ich hätte Dich nimmermehr gelassen, und wenn eine ganze Welt aufgestanden wäre, Deine Hand aus der meinen zu reißen. — Weißt Du noch, wie wir das Gedicht zusammen lasen:

„Es brach wohl manches stolze Herz,
Als man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich
Und ward voll Haß und Finsterniß.

— — Und Manches, das sich blutend schloß,
Schrie auf nach Lust in seiner Noth —
Und warf sich in den Staub der Welt." — —

— O Edmund — was wird aus meinem Herzen werden und aus dem Deinen, wer kann es sagen?! — — Leb' wohl — leb' wohl, Gott segne Dich! — Ich verzeihe Dir! Könnte ich Dich nur noch einmal sehen! — Ist es denn möglich, daß man uns trennt?! Ein Trost ist da: Dich kann man mir nehmen — aber meine süße Liebe nicht. — Und an die denken wir Beide bis an unsern Tod." — —

---

8) „Ich bin lange — lange krank gewesen — — und heute hat man mich zum ersten Mal in den

Garten getragen in die Herbstsonne. — Wie viel habe ich von Dir geträumt in diesen schweren Tagen und Nächten! Du warst immer neben mir und der Duft von Veilchen auch. — Heut' wollte ich diese Blätter verbrennen — — aber ich kann es nicht — — mag's die geliebte Mutter thun — oder sie Dir schicken. — — Ich schreibe nicht mehr an Dich. Leben will ich und gesund sein für Vater und Mutter, die so viel um mich gebangt und so süß mich gepflegt — — und ich verstehe Dich jetzt viel besser, mein Freund. — — Wenn jetzt die Lieben das Opfer meines Glücks von mir verlangten — — ich glaube, ich würde es ihnen so willig bringen, wie Du es gethan. — — — Gott segne Dich und helfe uns Beiden!"

Hier schreckte ein Klopfen an die Thür die einsame Leserin auf. — „Gnädige Frau, es ist die höchste Zeit, Toilette zu machen — rief eine ängstliche Stimme, „ich habe schon einige Mal geklopft. Und es ist auch etwas angekommen!" — —

Eugenie erwachte wie aus Träumen. Aus dem Spiegel blickte ihr ein müdes, blasses Frauengesicht entgegen — der Jugendschimmer war verweht, — das Haar dunkel geworden, — die Augen erschienen so groß und unruhig — mit tiefen

Schatten. -- Zwischen jener Eugenie, die einst diese vergilbten Blätter beschrieben, und dem Heut' lag ein Abgrund von mehr als zwanzig Jahren. — — — — Sie warf ihr Spitzentaschentuch über die theuern Reliquien und öffnete fröstelnd die Thür. — Fanny brachte ein elegantes Carton und begab sich dann in das Toilettenzimmer, ihre Herrin zu erwarten.

Langsam löste Eugeniens weiße Hand die zierliche Enveloppe: ein prachtvoller Veilchenstrauß wurde sichtbar. Inmitten der duftenden Blumen war die Karte des von allen Frauen gefeierten schönen Attaché der französischen Gesandtschaft, Eugène de Melville befestigt, worauf eine kecke, elegante Männerhand geschrieben:

„Au revoir!"

Sie schauderte zusammen und warf die Blumen von sich. — Welch' eine verschiedene Gabe, jener süße Gruß erster Liebe und — diese Huldigung einer strafbaren Leidenschaft. — — — Eine helle Glut überflog die gedankenvolle Stirn, — es zuckte wie Schmerz und Zorn um die feinen Lippen. — Noch ein Moment, und um den kostbaren Strauß loderten die gierigen Flammen des Kaminfeuers. — —

— „Wie schwermüthig heut die interessante Bergen aussieht, und wie ausgesucht einfach in dem hohen, schwarzen Sammetkleide," flüsterte man in den glänzenden Sälen des Generals M. — „Und ohne ein frisches Bouquet, — ohne strahlenden Schmuck — fast wie eine soeur hospitalière. Das ist sicher eine neue Coquetterie.

— „Aber trotzdem ist sie die Fesselndste unter all' den brillanten Frauen, und den Frauen mit Brillanten," antwortete ein Premierlieutenant seinem Kameraden. „Es ist, glaube ich, eben jener unsagbare Reiz unglücklich verheirateter Frauen." —

Der Andere lachte. „Du wirst sentimental, cher ami! — Es ist eine Ehe der großen Welt wie tausend andere. Wenn nur Bergen etwas weniger toll spielen wollte, — die schöne Flora, seine bevorzugte Freundin, hielt heute wieder Bank in ihrem eigenen Hause. — Wer kann da widerstehen?" trällerte er leise nach der Melodie der Don Juan-Menuet.

„Ob das Verhältniß der Bergen zu dem eitlen Franzosen noch besteht? in den die Frauen wie vernarrt sind. Sie hat heut' noch kein Wort mit ihm gesprochen, noch weniger mit ihm getanzt."

„Vielleicht einmal ein kleines changement de

décoration. Gefeierte Frauen haben ihre Launen. — Sei klug, mein Junge, und melde Dich. — Uebrigens, im Ernst gesprochen, wer wollte der Bergen eine kleine Zerstreuung verargen. — Sie ist fast immer allein. Und Melville singt und spielt à merveille. — Die Bergen selbst ist ja die personificirte Musik — während ihr Mann nur ein Instrument liebt: die große Trommel. Hätte ich diese Frau, ich würde sie wahrlich nicht mit Anderen musiciren lassen. — Sieh', da geht sie am Arm ihres eigenen Mannes durch den Saal. Quel drôle de miracle! — Und wie freundlich sie mit einander reden! Melville hat sich an den Spieltisch begeben! Das sind außergewöhnliche Dinge! — Ah bah — es ist heut' Sylvester — — da gehen die Seelen in sich!" — —

Zu derselben Zeit saß fern von diesem glänzenden Ballsaal, fern von der rauschenden großen Stadt, in einem stillen Zimmer ein einsamer Mann. — — Vor einer Stunde zurückgekehrt von einem Krankenbesuch weit draußen über der schneebedeckten Haide am Waldrande, begleitet von dem heißen Dank der Genesenden, — ruhte er nun

aus. — Das Feuer im Ofen brannte, — die Lampe leuchtete auf dem Schreibtisch, — der gewärmte Rothwein funkelte in der Krystallflasche, sorgende Liebe hatte ihm ein freundliches Willkommen bereitet. Aber der Wein stand noch unberührt. Der Einsame war in Betrachtungen versunken. Las, studirte er? Nein — er hielt nur einen kleinen, weißen Handschuh in seiner Hand und schaute darauf hin. Welche reizende Mädchenhand hatte er einst gefangen gehalten! — — Welche Gestalt, — welch' Köpfchen gehörte zu dieser Hand! — — Wie lange hatte der sinnende Mann diese kleine Reliquie nicht berührt! Und warum mußte er sie eben heute anschaun? — —

Sein einziges, blondlockiges Töchterchen, — seit Weihnachten die glückliche Braut eines jungen Gutsbesitzers, — hatte ihn vor einer halben Stunde schmeichelnd in das Wohnzimmer gelockt, wo sie mit der Tante und dem Verlobten allerlei Sylvesterscherz trieb. „Papa, — Paul hat einen so traurigen Vers aufgeschlagen," rief sie, — „komm, gieb Du eine lustige Erklärung, damit er sich beruhige! Höre nur:

„Sie trennten sich endlich und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum,
Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum."

— Was er für eine Erklärung gegeben, der ernste Mann mit der gefurchten Stirn und den sanften, schwermüthigen Augen, — er wußte es jetzt nicht mehr — aber sein Kind hatte gelächelt und der junge Bräutigam war beruhigt. — —

Da hatte er denn, zurückgekehrt in die Einsamkeit seines Studirzimmers, seinen Reliquienschrein geöffnet, wo neben den Blättern aus dem Todtenkranz seines Weibes, das ihm schon bei der Geburt Eugeniens starb, — jener kleine Handschuh lag. — — — In tiefes Sinnen versenkt, gedachte er des fröhlichen Sylvesterabends, wo er selber jenen Heine'schen Vers zuerst gelesen. — — Ob sie wohl Beide jetzt die Deutung gefunden? — O warum hatte er es damals aus den Händen gleiten lassen, sein Glück?! — Hatte ihm sein ernstes arbeitsvolles Leben, die Hingabe an seinen Beruf auch nur eine Stunde Ersatz gebracht für seine verlorene erste Liebe? — — Wie anders wäre es geworden, wenn sie bei ihm! — — Ob jetzt ihre Gedanken noch einander begegneten? — — Und so sann und grübelte er und wachte erst auf, als sich zwei weiche Arme um seinen Hals schlangen und zwei strahlende Augen die seinigen suchten. —

Die Glocken im Städtchen läuteten, — der

Engel des Friedens ging über die Erde, und die blonde, fröhliche Eugenie rief: „Glückselig Neujahr, Papa! — Ach wie köstlich duftet es bei Dir nach Veilchen! —“

In diesem unvergänglichen Veilchenduft der ersten Liebe grüßten sich an jenem Sylvesterabend die Seelen zweier Getrennten: —

„sie sahen sich
Nur noch zuweilen im Traum —
Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum.“ — —

Die Veilchen der Kaiserin.

I.

„C'était un bel enfant qui fuyait de la terre,
Son oeil bleu — du malheur portait le signe austère,
Les blonds cheveux flottaient sur ses traits palissants,
Et les vierges du ciel, avec des chants de fête
Aux palmes du Martyre unissaient sur sa tête
La couronne des Innocents."

Victor Hugo.

Es war im dritten Jahre der Schreckensherrschaft, am 9. März des Jahres 1795. Die Nacht hatte mit ihrem dunkeln Schleier das fiebernde Paris zugedeckt, die Straßen waren ruhig. In grauen Umrissen erhoben sich, wie ein riesiges Gespenst, die Mauern des Temple. Tiefe Stille lagerte rings um das Gefängniß der Königswaisen; das ungeheure Gebäude schien ausgestorben. Weithin schallte der einförmige Schritt der Thorwache, dann und wann unterbrochen von einem leisen Gesang. Der junge Soldat summte bald ein Bruch=

stück aus der Carmagnole, blutigen Andenkens, vor sich hin, bald ein lustiges Liedchen aus der Heimat. Er war ein Kind der Bretagne, — seine Gedanken trugen ihn weit fort in sonnige Fluren. Wer weiß, welch hübsches Köpfchen ihm aus der Ferne, wie aus Wolken hindurch zunickte, welch bekannte Augen ihn anlachten, daß er Alles, was um ihn her vorging, nicht beachtete. Anmuthige Erinnerungen mußten ihn gefangen nehmen, sonst hätte er wohl die beiden Gestalten, die sich dem Seitenpförtchen näherten, längst angerufen. Es war ein Mann und eine Frau in schlichter Kleidung, offenbar gute Bürger von Paris, denn sie redeten laut und ohne Zagen miteinander über die warme Frühlingsnacht und klopften herzhaft an die kleine Holzthür. —

„Wer da?“ fragte jetzt erst die aufhorchende Wache.

„Eine brave Bürgerin, die den Creolen Laurent, den Wächter des kleinen Capet sprechen will,“ antwortete der Mann.

„Er versprach mir, um neun Uhr einmal den Kopf herauszustecken,“ setzte eine liebliche Frauenstimme hinzu, „ich bringe ihm etwas aus seinem

Garten. Der Bösewicht sehnt sich viel mehr nach seinen Blumen, als nach Weib und Kindern."

Der Soldat war in Folge seiner Träumereien in besonders guter Stimmung. „Nun so wartet noch ein wenig, Kleine," flüsterte er vertraulich, „Euer Geliebter wird sich seinen Kuß schon holen, wenn Ihr so hübsch seid wie Eure Stimme, woran ich gar nicht zweifle. Warum habt Ihr keine Laterne mitgebracht, daß man Euch einmal in die Augen sehen könnte?"

Noch ehe er diese Worte ganz vollendet, öffnete sich die Pforte ein wenig. Ein Lichtstreif fiel durch die Spalte und traf ein Frauengesicht von so viel Anmuth und Lieblichkeit, daß der Bretagner ganz erstarrt vor Bewunderung stehen blieb.

„Bist Du endlich da, Laurent?" rief jetzt die junge Frau laut und unbefangen. „Ich habe schon eine Weile auf Dich gewartet! Sieh', da bringe ich Dir Veilchen, einen ganzen Topf voll, — es sind noch viele Knospen daran, sie werden lange blühen, denke ich."

„Wie schön, daß Du Wort gehalten," erwiderte er, „welche Freude! Es sind unsere Lieblingsblumen!"

„Unsere!" wiederholte der junge Soldat mit

einem leichten Anflug von Spott. „Er spricht wie das Königskind, der kleine Capet. Es ist eine schlechte Gesellschaft für einen ehrlichen Republikaner, in der man solche Worte lernt!“

„Nun, ich meinte mich und meine Frau,“ sagte Laurent begütigend. „Lebt wohl, Kleine, ich muß fort!“

„So gebt Euch doch noch einen Kuß! Morgen dürft Ihr das vielleicht nicht mehr, dann hat ein Anderer die Wache.“

Aber die junge Frau hatte schon den Arm ihres Begleiters ergriffen und war in der Dunkelheit verschwunden. Die Pforte schloß sich.

„Laurent kann warten, bis er mich daheim besucht, und — ich auch! Gute Nacht, mein Braver!“ rief die süße Stimme noch scherzend herüber.

Während der Soldat auf und nieder schreitend an das reizende Gesicht dachte, das wie ein Phantom vor ihm aufgetaucht, und den Wächter des kranken Königskindes um sein Glück beneidete, seufzte der Begleiter der jungen Frau eben im Tone höchster Besorgniß: „Madame, Ihr spielt ein gefährliches Spiel, Euer weiches Herz reißt Euch in's Verderben. Ihr seid kaum der Guillotine entronnen und wagt von Neuem sorglos Euren

schönen Hals. Denkt an Eure Kinder, Josephine Beauharnais — und — — an Eure Freunde!"

„O schweigt, Barras!" antwortete sie sanft, „versucht es nicht, mich hier zurück zu halten. Das ist ein einfaches Werk der Barmherzigkeit. Eben weil ich an Hortense und Eugen denke, vermag ich die Leiden der Waisen im Temple nicht zu ertragen, ohne einen schwachen Versuch zu machen, sie zu erleichtern. Laßt mich gewähren und begleitet mich ferner als mein treuer Freund. Wollt Ihr nicht, so muß ich meinen Weg allein gehen und mich auf den Schutz der Engel verlassen. Tag und Nacht gedenke ich der armen Königskinder. Habe ich doch selbst Eure Augen feucht schimmern sehen, als Laurent von den Martern erzählte, und den gräßlichen schwarzen Spinnen und den Mäusen — —"

„Still, still, schönste Frau! Wir sind auf der Straße und nicht sicher genug, solch' verrätherische Klagen laut werden zu lassen," flüsterte der cidevant Graf, der jetzige Bürger und Republikaner Barras.

„Nun, wollt Ihr morgen wieder mit mir gehen?"

„Wer könnte Euch widerstehen?! Ich werde zur bestimmten Stunde bei Euch sein!"

Noch an manchem Abend wanderte die junge Witwe jenen gefährlichen Weg zum Temple, einen Blumenstrauß in der Hand, um das Gefängniß des sterbenden königlichen Knaben zu schmücken. Der brave Creole Laurent, der ihren Vater, den königlichen Hafencapitän Tascher de la Pagerie gekannt, hatte eines Tages die Tochter aufgesucht und das Herz der jungen Frau zerrissen durch die Schilderungen des Märtyrerthums eines unschuldigen Kindes.

In seinen wenigen Freistunden war es, wo er in dem Zimmer Josephinens saß und von dem kleinen Gemarterten erzählte, von seiner Geduld und Sanftmuth, von seiner verzehrenden Sehnsucht nach der Mutter und seiner leidenschaftlichen Liebe zu den Blumen. O sie waren so voll Mitgefühl und Theilnahme, seine Zuhörer! — Wie schön sie war, wenn sie ihm lauschend gegenüber saß, jene junge zarte Frau, die großen Augen auf das ernste Männerantlitz richtend, die Wangen glühend vor Erregung! Ein schlankes, kaum zwölfjähriges Mädchen lehnte, von ihrem Arm umschlungen, an ihrer Schulter; ein schöner Knabe saß zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Kniee gedrückt. Die Hand Josephinens — welch' eine wunderschöne Hand! —

lag in dem dunkeln Lockenhaar Eugen's. — Wie oft fielen heiße Thränentropfen auf die Stirn des Knaben, wie oft beugte sich das schöne Mädchen herab, um die nassen Wangen der geliebten Mutter zu küssen! Und dann erzählte Laurent wohl auch von „Madame" — der jungen Dauphine, die, von ihrem sterbenden Bruder getrennt, ein Leben voll harter Arbeit und Entbehrung in tiefster Einsamkeit zu führen verurtheilt worden war. Und doch erschien sie stolz und ungebeugt, die zarte Königstochter, und nie entfloh eine Bitte oder eine Klage ihren Lippen. — Und wie es in jenem alten todestraurigen Liede von den Königskindern heißt, die nicht zueinander kommen konnten, weil:

„Das Wasser war viel zu tief,"

so hatte man auch diese Beiden von einander gerissen, den Bruder und die Schwester, und es war leichter, das Meer zu durchschiffen, als jenen kleinen Raum zu durchwandern im Temple, der die Gefängnißzelle Ludwig's XVII. von dem Kerker der Prinzessin trennte. — — — Später erschien auch das liebliche Gesicht Josephinens und ihrer Tochter gar oft an den Fenstern der Wohnung des getreuen Dieners Ludwig's XVI., des braven Hue, die in den Garten des Temples hinausgingen. Marie Therese

durfte in den letzten Wochen vor ihrer Befreiung dort auf und nieder gehen, und während dieser Zeit warfen schöne Frauenhände der königlichen Waise Blumen zu, oder süße Stimmen sangen Lieder von Freiheit und Glück. — Und sie kannte sie ja, die Martern der Gefangenschaft, die reizende Witwe Beauharnais, und das Leben in der Freiheit erschien ihr jetzt doppelt schön. Keine Augen schauten voll tieferen Erbarmens auf die junge Prinzessin, als die Augen Josephinens. —

Zwei Monate waren vergangen seit jener ersten Veilchengabe. Der Sommer mit seinen bunten Schwingen gaukelte über die Erde, die Zeit der Rosen war gekommen, und die „blauen Tage" ließen alle kranken Herzen wieder genesen.

Und es erschien doppelt traurig in all' der Lust da draußen, als sich am 10. Juni Abends 7 Uhr das große Thor des Staatsgefängnisses im Temple öffnete, um einen Leichenzug hinauszulassen. Ein Commando von acht Mann Liniensoldaten schritt voraus — dann sah man einen kleinen Sarg, dürftig bedeckt mit einem schwarzen Tuche. Drinnen

aber lag, lang gestreckt, von den Händen treuer Wächter und Pfleger in weißes Linnen gehüllt, ohne Kissen für das blonde müde Köpfchen, der Dauphin von Frankreich. Das Kind, dessen Eintritt in's Leben vor kaum zehn Jahren ein ganzes Volk mit Jubel begrüßte, das Kind, dessen zarten Körper zarte Hände hüteten und pflegten, das umhüllt wurde von allem Glanze der Erde, getragen von der zärtlichsten Liebe, schlief ärmer und verlassener, als der ärmste Bettler in seinem letzten Bettchen. Aber ein seliger Friede lag auf dem abgezehrten feinen Leidensgesichte, ein süßes tiefes Ausruhen, und die Glorie des Märtyrerthums zog sich wie eine Aureole um die reine Stirn. Jetzt war Alles überwunden, die Qualen des Erdenlebens versanken wie ein banger Traum, die heiligen Engel Gottes trugen den Verklärten in ihren Armen dem seligsten Wiedersehen entgegen.

Der Leichenzug, — dem der Polizeicommissar Dussex mit den Municipalcommissarien und den Wächtern des Prinzen folgte, und dessen Schluß ein Corporal mit einigen Soldaten bildete, — bewegte sich langsam durch viele Straßen bis zu dem Kirchhofe von St. Marguerite. — Viele weinende Frauen und Kinder mit Blumen in den

Händen gaben ihm von Weitem das Geleite, — das Mitgefühl war stärker als die Furcht. — Männer entblößten ihre Häupter, als der kleine ungeschmückte Sarg des Königskindes vorüberschwankte. — Aus dem Fenster eines Hauses in der rue de la Corderie fiel aber, vom ersten Stockwerke herab, ein Kranz von weißen Rosen auf das schwarze Leichentuch. — Die liebliche Frau, die dort oben stand, hielt in ihren Armen zwei Kinder, die sie schluchzend an sich preßte. — Sie lehnte sich nicht zurück, als die scharfen Augen Dusser's zu ihr aufschauten, — muthig bekannte sie sich so als die Spenderin der rührenden Gabe. — Der Kranz blieb auf dem Sarge liegen — es fand sich keine Hand, die dem unschuldigen Todten diesen Schmuck zu entreißen dreist genug war.

Unweit des Eingangs, in einem Winkel neben der Mauer, begrub man das Kind von Frankreich, Ludwig XVII. Mit schlichten Rasenplatten bedeckte man eilfertig den Hügel. Als aber das Gefolge des Zuges den Kirchhof verlassen hatte, brachte man dem kleinen Todten eine rührende Ovation. Schaaren von Kindern strömten herbei, und kleine Hände häuften voll zärtlicher Hast Blumen auf

das Grab. — Es war ein Blumenthron, so schön, so duftig, wie aus einem Feenmärchen für den, der die Blumen so sehr geliebt. — Und am späten Abend schlichen noch der Stubenmaler Lasne und der treue Laurent heraus, die letzten Pfleger des Kindes, um einen Topf mit Veilchenblättern sorgsam zu Häupten des Schlafenden einzupflanzen. — Längst waren die blauen Blumen verblüht, aber dieser Veilchenstrauch war die letzte Freude des Kindes gewesen, — Tag und Nacht hatte er neben dem Schmerzenslager gestanden, und die matten kleinen Hände waren noch am letzten Morgen liebkosend über die Blätter geglitten.

„Im Frühling werden sie wieder blühen," hatte er leise vor sich hin geflüstert.

„Er würde sich betrüben, wenn wir sie nicht zu ihm brächten," sagte Laurent. „Veilchenblätter sollen das kleine Herz zudecken."

Und sie deckten ihn zu, den Hügel, diese Blätter, so daß man kaum noch einen Grashalm sah auf dem Grabe in dem Winkel des Kirchhofs von St. Marguerite. Es war wunderbar, wie sie wucherten und eine duftende reichgestickte Decke breiteten über das letzte Lager des Königskindes, schöner als von Her-

melin und Purpur, die Veilchen der schönen Josephine Beauharnais.

II.

„Comme deux rayons de l'aurore,
Comme deux soupirs confondus,
Nos deux ames ne forment plus
Qu'une âme — — —"

Lamartine.

Der Dictator der neuen Regierung, der elegante und liebenswürdige Marquis de Barras, dieser vornehmste Cavalier der Revolution, gab ein glänzendes Fest im Palais Luxembourg zu Paris. Seine Feste hatten Ruf, man drängte sich zu den Einladungen, man fand in seinen Gesellschaften einen Luxus, der an die Tage der Glanzzeit des Königthums erinnerte, und zugleich den ungezwungensten Ton und — — vor Allem die schönsten Frauen. — Es war im Januar des Jahres 1796. Jene glänzend erleuchteten Räume, die bis zur Stunde nur Könige und Fürsten betreten, waren mit einem bunten Gemisch verschiedenartigster Erscheinungen gefüllt. — Manch allerliebstes Füßchen, das einer Herzogin Ehre gemacht haben würde,

und doch noch nie auf Teppichen und Parquets gewandelt, glitt sorglos über denselben Boden, den die goldgestickten Schleppen der schönen Marie Antoinette und ihrer Frauen gestreift. Man lachte, scherzte, tanzte, als ob nie ein Marat und Robespierre ihre blutigen Decrete unterzeichnet, vergessen schien das grauenvolle Gespenst der Guillotine. — Weithin strahlte das warme Licht der hellen Fenster in die kalte dunkle Nacht hinaus.

Eine Flut bedeutender Männerköpfe, frappanter Erscheinungen, berühmter Namen der Republik wogte auf und ab, und dazwischen die reizendsten Frauengestalten, Blumengesichter, an denen das Auge mit Entzücken hing. Wie viel Jugend und Schönheit hatte doch das Beil des Henkers noch verschont, und fehlten auch die Strahlendsten in diesem Kreise — die bezaubernde Madame St. Amaranthe und die schöne Madame Roland, — so waren doch Andere da, deren Lächeln auch Vergessenheit brachte, deren Blicke auch zu berauschen vermochten. Ueber wie manchem dieser glänzenden Nacken hing vor wenigen Wochen das Messer der „petite Louison", — wer schien noch daran zu denken? —

Zwei Frauen waren es vor Allen, in deren

Zauberkreis die Männer jeden Alters und Ranges gebannt schienen: — die eine erregte die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine wahrhaft strahlende Schönheit und junonische Gestalt, die andere durch ihre Grazie und Lebhaftigkeit, durch vollendete Anmuth, durch den Ausdruck holdester Weiblichkeit, diesen für ein Männerherz gefährlichsten Reiz einer Frau. Es war etwas Schutzbedürftiges in der Art, wie sie die langen schwarzen Wimpern erhob, etwas lieblich Unselbstständiges, wie sie sich auf den Arm der Freundin stützte, etwas mädchenhaft Schüchternes in ihrem Lächeln. Diese beiden Frauen waren Therese Cabarrus, verwitwete de Fontenay, jetzige Madame Tallien, und Josephine Beauharnais. Wie sie eben im Kreise ihrer Bewunderer nebeneinander standen, bildeten sie durch den Contrast ihrer Erscheinungen ein ungemein fesselndes Bild. Therese, die Spanierin, in ihrer reichen Kleidung nach griechischem Muster, das goldene Diadem über der Stirn, das prachtvolle Haar in einem Knoten in dem stolzen Nacken aufgenommen, eine Tracht, die so herrlich stimmte zu der tadellosen Reinheit ihres Profils und den classischen Formen ihrer Gestalt, — und Josephine im einfach weißen Kleide, einen Veilchenkranz in

den kurzen krausen Locken, einen Veilchenstrauß am Busen, mit ihrem Kinderlächeln und jenem Blick, sanft und glühend zugleich, jenen Augen, die Keiner je vergaß, der ihnen einmal begegnet. — Beide Frauen liebten sich zärtlich. Die Blume dieser Freundschaft wurzelte im Boden eines Kerkers. Wochenlang erwarteten Therese und Josephine den Tod als Verurtheilte im gemeinsamen Gefängniß der Conciergerie. Sie umarmten sich an jedem Abend zum Abschied, in der Furcht, daß in der Nacht die Eine der Andern entrissen werden und ihnen keine Zeit zum letzten Kusse bleiben möchte, und an jedem Morgen mit aller Seligkeit eines neugeschenkten Beisammenseins. War es die Erinnerung an jene Tage des Schreckens, die noch zuweilen das süße Gesicht der Creolin plötzlich erbleichen ließ und ihren Augen jenen feuchten Schimmer gab, den man verschleiert nannte, und der oft mitten im heitersten Gespräche die strahlenden blauen Sterne verhüllte? Sie schmiegte sich oft erbebend fester an die Freundin, die jene Zeiten der Martern muthiger ertragen hatte. Therese Tallien redete gern von jenen überwundenen Qualen, Josephine nie. Aber seit ihrer Gefangenschaft liebte Josephine die Veilchen. Die kleine Tochter des

Gefangenwärters hatte ihr am Vorabend ihrer Befreiung einen Strauß der duftenden blauen Blumen gebracht. Die Veilchen in den Händen überschritt sie die Schwelle der Conciergerie. Glück, Freiheit und Sonnenschein waren für sie fortan gleichbedeutend mit Veilchen. Sie hätte Allen, die sie liebte, und allen Traurigen Veilchen schenken, sie in Veilchen einhüllen mögen, — sie trug vorzugsweise Veilchenblau und stickte Veilchen in den Saum ihrer Kleider. Auch heute sah man sie nur im Veilchenschmuck bei dem glänzenden Feste des Dictators, während alle Anderen sich doch auf das kostbarste geschmückt hatten. — Aber sie erschien trotz dieser duftigen Einfachheit reizender als Alle, eine holdselige frische Frühlingsblume inmitten aller Rosen, Nelken und exotischen Wunderblüten. Seltsam erregt war sie an jenem Abend. Endlich sollte sie ihn ja von Angesicht zu Angesicht erblicken, jenen vielgepriesenen Freund ihres Beschützers, den jungen General Bonaparte, den Helden von Toulon. — Mit welch' leidenschaftlichem Interesse war sie all' den Schilderungen ihrer Freunde gefolgt, die ihn zu einer fast antiken Heldengestalt erhoben! Wie wurde sie nie müde zu fragen und zu hören von seiner Tapferkeit und Kühn-

heit, seinem wunderbaren Feldherrnblick, der stolzen Energie seines Wesens, der sich Alles beugen mußte! Wie Desdemona den Wunderthaten des Othello lauscht und dem Sieger halb unbewußt die Thore ihres Herzens öffnet, so lauschte Josephine Beauharnais dem begeisterten Lobe, das Barras seinem jugendlichen Lieblinge spendete. Und als er nun vor ihr stand — als sich ihre Augen in einem langen Blicke begegneten, da geschah das alte Wunder, das einzige, an das zu glauben wir nimmer verlernen, — da flogen zündende, funkelnde Lichter herüber und hinüber von Seele zu Seele. In dem Herzen des Mannes schoß die Purpurblüte der Leidenschaft empor bei der ersten Begegnung mit dieser Frau, die ihm Barras als die Lieblichste ihres Geschlechts geschildert. Er, der an den stolzesten Schönheiten kalt vorübergegangen, wurde beim ersten Anblick der Gefangene dieses zarten Geschöpfes mit dem Kinderlächeln. Das zierliche Köpfchen auf dem schlanken Halse, die zarte Fülle und bezaubernde Anmuth der Gestalt, die creolische Lebhaftigkeit wechselnd mit einer graziös schmachtenden Langsamkeit der Bewegungen, das Feuer des Blickes, die Klarheit des Teints, das schöne Haar, der verführerische Mund, das reizende Kinn

mit seinem Grübchen, die wunderschönen Hände und Füße bildeten ein unwiderstehliches Ganze. Und der ernste junge Mann, dessen Seele bis zur Stunde nur Träume von Ruhm und Ehre erfüllten, gab sich ohne Widerstreben einer neuen mächtigeren Empfindung hin — er streckte bebend die Hand aus — nicht nach dem kühlen, duftlosen Lorbeer, nein, nach der Rosenkrone der Liebe.

Und Josephine fühlte mit einer süßen Bewegung den Blick der leidenschaftlichen Bewunderung, der jetzt an ihr hing. Und doch war sie so an Bewunderung gewöhnt, die schöne Frau, — warum heute diese überwallende Erregung?

Immer und immer wieder folgten ihre Augen verstohlen den regelmäßigen Linien dieses wunderbaren Kopfes und ruhten auf der stolzesten Stirn und dem feinen vornehmen Munde. Der junge General war fast fremd in der Gesellschaft, Josephine Beauharnais war es, die ihm manche auffallende Persönlichkeit nannte, manchen berühmten Namen, und manche Beziehung erklärte. — Hatte er doch, in finsterem Groll über die Undankbarkeit der Volksrepräsentanten, die ihn nach der Katastrophe vom 9. Thermidor als einen Anhänger der gefallenen Machthaber verfolgten, ihm das

Artilleriecommando entzogen und statt dessen eine Infanteriebrigade in der Vendée anzubieten wagten, — sich in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen. Mit nur wenigen treuen Freunden lebte er in Paris in bitterem Entbehren -- arm, verborgen und — fast vergessen. — Welch' kühne Entwürfe gährten in dieser stillen Zeit in seinem Riesengeiste! Ueber den ganzen Erdball hin flogen die Gedanken, nach den Sternen griff die ruhmdürstende Seele.

An jenem Abend jedoch, im Palais Luxembourg, waren sie versunken jene ehrgeizigen brennenden Wünsche, untergetaucht, begraben in — Veilchenduft.

Allmählich wich denn auch in seiner Nähe jene süße Befangenheit, die der erste Blick des jungen Helden über die junge Frau gebracht: Josephine Beauharnais plauderte und lächelte bald, ihm gegenüber, mit der hinreißenden Grazie eines Kindes, das sich neben einem schützenden Freunde wohlgeborgen fühlt. Bonaparte blieb den ganzen Abend an ihrer Seite, und mit Entzücken gewahrte Barras die schnelle Annäherung seiner beiden Lieblinge.

Als am Schlusse des glänzenden Festes der junge General die reizende Frau zu ihrem Wagen

geleitete, fiel der Veilchenstrauß von ihrer Brust zu seinen Füßen nieder.

Zwei Monate später nur, am 9. März 1796, wurde Josephine verwitwete Beauharnais mit dem General Napoleon Bonaparte auf dem Rathhause zu Paris ehelich verbunden.

Eine holdseligere glückstrahlendere Braut hatte vielleicht nie die Schwelle des alten Saales überschritten. Ihr Lächeln, wenn sie zu dem Manne ihrer glühendsten Liebe aufblickte, mahnte an den Frühling. Ihr einfaches Kleid war mit Veilchen gestickt, in der kleinen Hand trug sie einen Veilchenstrauß, dessen Duft Träume brachte von einem Glück ohne Ende. — Und Er? — Seine Augen hingen an ihr voll Stolz und leidenschaftlicher Zärtlichkeit — wie liebte er sie! — Konnte solche Liebe jemals enden?! Eine Ewigkeit dünkte ihm zu kurz für den Besitz Josephinens. — Aller Ruhm, alle Ehre, die seine große Seele zu erwerben sich sehnte, waren nur des Erwerbens werth um *ihretwillen* — eine Krone niederzulegen zu diesen Kinderfüßen erschien ihm noch eine arme Gabe.

Und mitten in diesen Gedanken und Empfindungen fühlte er die Hand seines jungen Weibes auf seinem Arme und hörte ihre süße Stimme sagen: „Laß mich fortan an diesem Tage immer Veilchen sehen — sie werden mir Glück bringen!“ —

Ob sie wohl daran dachte, daß sie heute vor einem Jahre mit einem Veilchengruß den letzten Sonnenstrahl des Glücks in den Kerker des sterbenden Königskindes sandte? —

Napoleon Bonaparte vergaß diese Bitte nicht. Wo er auch weilen mochte — Josephine fand an ihrem Hochzeitstage einen frischen Veilchenstrauß auf ihrem Betpulte. — Und das junge Weib des Generals empfing diesen Liebesgruß mit keinem größeren Entzücken, mit keiner leidenschaftlicheren Dankbarkeit, als später die Frau des ersten Consuls sie empfing, und endlich — die Kaiserin. Die Veilchen waren und blieben es, die Josephinens glänzende Augen am Morgen des Festtages zuerst suchten, und kein Geschenk, so reich es auch sein mochte, fand Beachtung, ehe sie, mit den blauen Blumen in den Händen, für den gebeten, der ihres Lebens Sonne geworden war.

III.

— Le monde entier doit la connaître
Et trois mots expliquent son être:
Amour, poésie et beauté. —
La Comte de Rosseguire.

— Die Jahre rollten dahin — die Höhen des irdischen Glückes waren erstiegen — der Weg führte wieder abwärts in's Thal. — Der Welteroberer, der allen Völkern Gesetze vorschrieb, stand auf dem Gipfel seiner Macht. — Der Friede von Tilsit war unterzeichnet, — das Haus Braganza hatte „aufgehört zu regieren“, Hetrurien war mit Frankreich vereinigt, der ganze Rhein als französisches Eigenthum erklärt, die Usurpation Spaniens beschlossen. Mit mehr Angst und Zagen als Freude und Triumph folgten die Augen Josephinens den glänzenden Bahnen ihres Gatten. Es war, als ob ihre zarte Stirn heiterer erschien unter einem Blumenkranze, als unter dem kaiserlichen Diadem, wenn auch die reizende Frau bei allen öffentlichen Gelegenheiten mit der Würde und Pracht einer echten Kaiserin auftrat. Noch immer hielten die Rosenketten der hingebensten Weiblichkeit den Helden in Banden, noch immer

feierte man die schöne Kaiserin, die mildthätige, warmherzige Frau, die großmüthige Fürsprecherin; aber schon hingen die dunkeln Wolken über ihrem Haupte, schon zuckte das Wetterleuchten in der Ferne, ein Vorbote des Blitzstrahles, der ihr Glück in Trümmer schlagen sollte. — Sie ahnte das Unheil, sie zitterte jedem neuen Tage entgegen. Wußte sie doch, daß man die Kinderlosigkeit ihrer Ehe ihr als ein Verbrechen gegen die Nation anrechnete, — daß man den Kaiser bestürmte, diese Ehe zu trennen, daß man sogar ihr gegenüber Andeutungen wagte, die dahin zielten, sie zu einer freiwilligen Scheidung zu bestimmen, — daß man die versagte Gottesgnade als ein Strafgericht des Himmels bezeichnete. Aber sie wollte das Schreckliche nicht hören, das Entsetzliche nicht glauben — mit allem Aufwand ihrer Kräfte mühte sie sich, heiter und sorglos zu erscheinen. — Er liebte ja die strahlenden Augen, das glückliche Lächeln, — — sie durfte nicht weinen, — — hatte er sie doch geliebt um ihrer frohen Augen, um ihres Lächelns willen, als er sie zuerst sah. — — Und so schmückte sie sich fort und fort für ihn, so legte sie Roth auf die blassen Wangen, so drängte sie die brennenden Thränen zu dem schmerzzuckenden Herzen

zurück, so lächelte sie. — — Liebte sie ihn doch, jenen wunderbaren Mann, wie die Blume das Licht, und ein Dasein ohne ihn war für sie eine Nacht ohne Sterne, ein Grab ohne Auferstehungs-Hoffnung.

Und wieder war der 9. März gekommen, man schrieb das Jahr 1808. Aber den Veilchenstrauß hatte man noch nicht in die Gemächer der Kaiserin getragen; der kaiserliche Gärtner war am Tage zuvor plötzlich gestorben, und Napoleon hatte verboten, aus jenen Gärten einen Strauß zu bringen, deren Hüter eine Leiche. — Boten auf Boten hatte man nun nach Veilchen ausgesandt, — vergebens — die blaue Veilchenflut schien plötzlich in Paris versiegt zu sein. — Näher und näher kam die Stunde, wo die Kaiserin die Begrüßung ihres Gemahls zu empfangen pflegte, — noch immer erschien kein Veilchenstrauß. — Napoleon wurde unruhig. — Er kannte die leicht erregbare Natur Josephinens, ihren Glauben an böse Zeichen und schlimme Vorbedeutungen, — sie würde erschrecken und weinen, wenn dieser bedeutungsvollste Tag ihres Lebens ihr keinen Veilchenduft bringen sollte. Allerlei quälende Gedanken befielen ihn. Es duldete ihn nicht mehr im Zimmer. Nur von seinem

Adjutanten begleitet verließ er das Schloß und schlug den Weg nach dem Louvre ein. Es war an dem ersten Eingangsthore, wo der Kaiser plötzlich stehen blieb. In einen Winkel gedrückt saß dort eine arme alte Frau, und vor ihr stand ein Korb voll der schönsten Veilchen. Mit einem ungläubigen Lächeln starrte das Weib auf die reiche Gabe, für die man ihre schlichten Blumen so hastig eintauschte. Der Kaiser selbst trug sie in's Schloß, und mit heiterem Lächeln seiner Gemahlin den Strauß entgegenstreckend, erzählte er ihr, welche Mühe es gekostet, die geliebten Frühlingskinder zur rechten Zeit in ihre Hände zu legen. Sie drückte, mit dem zärtlichsten Dankesblick auf den Geber, ihr holdseliges Antlitz tief aufathmend in die Blumen. Da plötzlich überzog Leichenblässe ihre Wangen, die glänzenden Augen schlossen sich, und einer Ohnmacht nahe lehnte Josephine ihre Stirn an die Schulter des Kaisers. — „Fort, fort!" stammelte sie schluchzend, „die Blumen bringen den Tod — — sie blühten auf einem Grabe." — —

Von Stund' an war die Kaiserin gebrochen. Sie zerfloß in Thränen und gab sich widerstandslos den entsetzlichsten Befürchtungen hin. — Man

forschte und suchte, um ihr Beruhigung zu verschaffen, drei Tage lang, bis man die Alte wieder fand, die an jenem Morgen dem Kaiser die Blumen verkauft. — — Sie gestand zitternd, daß sie die Veilchen in einem Winkel des Kirchhofs St. Marguerite gepflückt. — —

Die grausame Trennung war geschehen, — die österreichische Kaisertochter hatte den Platz der treuesten Gattin eingenommen, — das verwundete Reh flüchtete sich in die tiefste Einsamkeit, um dort zu sterben. — Josephine bewohnte das reizende Malmaison und beweinte dort ihr verlorenes Paradies. — Es liegt ein unverwischbarer Schimmer von frühlingsfrischer Poesie auf diesem Asyl trauernder Liebe und seiner Bewohnerin, es weht etwas wie Veilchenduft herüber beim Gedanken an diese einsame holde Frauenerscheinung. Die geschiedene Kaiserin umgab sich dort mit Blumen aller Art, — Grün und Blüten bilden den unverrückbaren Hintergrund der Trauergestalt in Malmaison. — Nur eine Blume wurde dort nicht gezogen: — — Josephine wollte keine Veilchen mehr sehen. Ver-

schwunden waren die eingestickten Blumen an den Säumen ihrer Gewänder, — nie trug die Verbannte wieder Veilchen, nie durfte man von diesen ihren Lieblingen ihr reden. — Von dem Verluste ihres Glanzes konnte sie lächelnd sagen: „Es schmerzt nicht!" Der Verlust des angebeteten Mannes brach ihr das Herz. Nicht ihm vermochte sie zu zürnen — sie nahm ihr Geschick als eine Prüfung aus höherer Hand mit Ergebung hin. — Nur äußerlich betrachtete sie sich von dem Gatten geschieden, ihre Seele konnte keine irdische und himmlische Macht von seiner Seele lösen. Wie manches rührende Briefblatt flog aus der Klosterzelle von Malmaison in das Zelt des Helden, das der Nachwelt aufbewahrt geblieben ist als schönstes Denkmal der unvergänglichen Treue und Liebe eines edlen Frauenherzens. —

Die Schlacht von Brienne war geschlagen — und der Kaiser hatte seiner unvergeßlichen Gefährtin geschrieben: „Ich habe den Tod im Gefechte gesucht — — er würde mein Wohlthäter sein — — aber Dich möchte ich noch einmal sehen!" — — Josephine hatte zahllose Thränen vergossen — — so war der 9. März des Jahres 1814 herange-

kommen. — Es war ein zauberischer Frühlingstag. Einsam, tief versenkt in schmerzlich süße Erinnerungen wandelte die Kaiserin im Garten auf und nieder. — Ach, es war nicht mehr jener leichte elastische Schritt früherer Jahre, — — sie war so unendlich müde geworden, die zarte Frau! — Reizvoll erschien sie noch immer, jene anmuthige Gestalt, hinreißend war es noch bis zur Stunde, dies blasse feine Gesicht mit dem rührenden Leidenszug um die Lippen. — Man hatte sie allein gelassen, die Trauernde, -- — sie wollte heute allein bleiben. Die Briefe ihrer Kinder, der Herzogin von St. Leu und des Herzogs von Leuchtenberg, trug sie noch uneröffnet in ihren Händen. — Sie vermochte nichts zu denken, nichts zu empfinden, als sein Unglück. — Eine heiße, unermeßliche Sehnsucht überflutete ihr ganzes Wesen, — — o, nur zu seinen Füßen knieen, nur zu ihm aufschauen — nur ihn trösten dürfen, — — Entbehrung, Gefahr, Verbannung mit ihm zu theilen — das war der unabläßig brennende Wunsch ihrer Seele. Gebete stiegen auf aus ihrem gequälten Herzen für seinen Frieden und für — — sein Kind. —

Da — an einer Biegung des Weges, der zurück

in das Schloß führte, lief plötzlich ein kleiner Knabe lebhaft auf sie zu. — Es war ein kaum dreijähriges schönes Kind, in schwarzen Sammet gekleidet, — unter dem dunkeln Baret fielen hellblonde Locken auf die zarten Schultern herab. Die kleinen Hände hielten einen großen Veilchenstrauß fest umfaßt, die blauen Augen schauten hell und fragend zu ihr auf. — „Bist Du die Kaiserin?" fragte eine süße Stimme, „dann sollst Du die Blumen haben, und der Papa läßt Dich grüßen, und er ist hier, und ich soll Dich fragen — — —"

Ein Schrei der Seligkeit und Qual entfloh den Lippen Josephinens. Sie fragte nicht: „Wer bist Du? —" Sie wußte Alles. Das Kind, — sein Kind lag an ihrem Herzen, bedeckt von ihren Küssen und Thränen. —

Nach dem ersten Sturme der Zärtlichkeit richtete sie sich halb besinnungslos auf: „Wo ist er — — wir wollen zu ihm gehen — schnell, schnell!" — — Aber ach — die Füße versagen ihr den Dienst, — das wild schlagende Herz raubt ihr den Athem und ohnmächtig, das geliebte Kind in den Armen, sinkt sie — — an die Brust des Kaisers, der in diesem Augenblick vor ihr steht. — —

Kaum zwei Monate nach jenem erschütternden Wiedersehen stand in dem Gartensaale von Malmaison ein Sarg. — Umgeben von Blumen, mit Blumen zugedeckt, ruhte auf weißseidenem, mit Veilchen gesticktem Kissen die Frühlingsblume aus dem Leben des großen Kaisers. — Die Verbannung des Geliebten nach Elba, die zu theilen man ihr verweigerte, hatte ihr Leben gebrochen. — Sie hatte es ertragen, fern von ihm zu athmen, als das Glück noch bei ihm stand, — sie starb, weil man ihr nicht gestattete, in seinem Unglücke ihm Gefährtin und Trösterin zu sein. — —

Nach dem Tode des Gefangenen von St. Helena fand man in einer goldenen Kapsel, die der Kaiser nie von sich ließ, einige vertrocknete Veilchen und eine blonde Haarlocke. Es waren Erinnerungszeichen an jene beiden Wesen, die der Kaiser bis zum letzten Augenblick in seinem Herzen getragen: — an seinen Morgenstern: — die Geliebte seiner Jugend, und an seinen Abendstern: — sein Kind. —

Man hat in der Kirche von Ruel, unweit von Malmaison, eine Marmorstatue der Kaiserin Jo=

sephine aufgestellt, eine holde knieende Gestalt, nichts konnte bezeichnender für sie sein. — Ihr ganzes Leben war ja Demuth, — jene veilchenhafte Demuth der echten opferwilligen Liebe. —

Ein Dichterherz.

(John Keats, geb. 1795, gest. 1820.)

Motto:

„Glory and loveliness have passed away!" —

Keats.

Unter den Portraits jener glänzenden englischen Dichtergruppe, die mit dem armen Chatterton und Burns beginnt und in Shelley und Byron gipfelt, jener Vereinigung strahlender Geister und edler Gestalten, ist es ein Kopf von zarter und zugleich erhabener Schönheit, der unsere Blicke fesselt, ein Antlitz mit der Stirn eines Achill und den Augen eines Endymion, mit den energischen Lippen eines Mannes und dem träumerischen Lächeln einer Frau: der Kopf des jungen John Keats. Sein Name dürfte wohl in seinem Vaterlande allein noch im Munde derer leben, die sich in einer kalten, nur nach Emotionen verlangenden, Welt die Empfänglichkeit für jene Art der Poesie bewahrten, welche in edelster Form, in keuscher und begeisterter

Weise den Cultus der Liebe und Schönheit feiert. — In Deutschland ist der junge Dichter dem großen Publikum fremd geblieben. Die bewegten Wellen des Jahres 1848 verschlangen die erste auftauchende Sammlung seiner Werke, die von England herüberschwamm, und die erneute elegante Ausgabe von Edward Morton in London, mit dem warmen „Memoir" von Richard Monkton Milnes, hat noch keinen Uebersetzer gefunden. Und doch verdient die gesenkte Stirn John Keats' jenen Schmuck des Dichters von Gottes Gnaden, den Lorbeerkranz der Anerkennung, mehr als manches andere, reichgeschmückte Haupt. Seine Existenz war aber eben das Leben eines Veilchens, das sich scheu verbirgt vor den Blicken der Bewunderung, und das nur einen Lichtstrahl verlangt: den der Liebe —

Die Decoration zu den ersten Scenen des Lebensdramas unseres Dichters ist eine einfache, so erzählt Milnes, sie stellt nämlich das stille Stübchen einer Witwe vor. — Von mehreren Kindern war John das vorletzte. —

Milnes berichtet einen rührenden Zug aus John's Kindheit. Der Knabe hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seiner Mutter. Sie war

schwer erkrankt, und der Arzt hatte nur in einem Falle Genesung verheißen, wenn es gelänge, die Leidende durch die äußerste Stille ringsumher in den Schlaf zu bringen. — Da stellte sich denn der kleine John, mit einem alten Säbel des Vaters bewaffnet, vor der Stubenthür auf und wehrte mit der Miene eines jungen Löwen Jedem den Eintritt. Keine Bitte, kein Schmeichelwort konnte ihn von seinem freiwilligen Posten vertreiben, er berührte keine Lieblingsspeise, mit der man ihn zu verlocken suchte, und verharrte die halbe Nacht hindurch auf der Schwelle, bis die matte Stimme der Erwachten und Geretteten ihn mit dem Ausdruck dankbarster Liebe abrief. — Die pecuniären Mittel der einfachen Bürgerfrau reichten aus, ihren Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen, und es wirft einen hellen Schein auf ihre Gestalt, daß sie eben Alles, was sie besaß, willig opferte, um für ihre Söhne den Besuch guter Schulen zu ermöglichen. — Der kleine John wurde in die Schule des Herrn Clarke in Enfield aufgenommen und von seinen Mitschülern gar bald zärtlich geliebt. Die Schilderungen einiger Schulgenossen, aus jener Zeit seines Lebens, entwerfen ein schönes Bild seines Charakters. Muthig und tapfer, offen und warm,

erregbar, treu, fleißig und gewissenhaft, gewann er sich alle Herzen. Es war etwas wie eine Glorie künftiger Größe, die dies lockige Knabenhaupt umzog, und gar manche Augen gewahrten sie schon damals. Dabei entwickelte sich seine Schönheit in wahrhaft leuchtender Weise. Der Blick seiner dunkel beschatteten Augen hatte einen unwiderstehlichen Zauber. Nach dem Bilde des Malers Severn, der John Keats in den letzten Jahren seines Lebens malte, und nach mündlichen Ueberlieferungen muß sein Gesicht jenem wunderbaren Selbstportrait des jungen Rafael Mengs ähnlich gewesen sein, — dieselbe Mischung von Energie und Weichheit, Stolz und Milde, Sanftmuth und Leidenschaft, derselbe melancholische Hauch, derselbe südliche Typus. Nur stand auf der Dichterstirn und in den Winkeln des Mundes noch ein fremder, tief melancholischer Zug: der Stempel eines frühen Todes. —

John erschien in seinem Schulleben keineswegs träumerisch und versunken, oder schwärmerisch und abgeschlossen, er gab sich vielmehr frisch und fröhlich den Freuden seines Alters hin; aber er war, wie alle bedeutenden Naturen, ehrgeizig, und dieses brennende Fieber hielt ihn oft an den Feiertagen,

wenn die Anderen draußen in Wald und Wiese sich herumtummelten, im stillen Stübchen fest. Mit glühenden Wangen hing er dann über den Blättern seines Virgil oder Fénelon, und nur wenn Sonnenschein, Blumen und lustige Stimmen gar zu unwiderstehlich lockten und riefen, steckte er sein Buch in die Tasche und lief hinaus. Eine kurze Weile spielte und jagte er dann mit den Kameraden umher, gar bald aber warf er sich unter einen Baum in's Gras, um seine unterbrochenen Studien fortzusetzen, und es studirte sich nicht minder gut, wenn summende Käfer vorüberschwirrten, Schmetterlinge umhergaukelten und bunte Fliegen sich auf die Blätter des Buches setzten. —

Der Unterrichtsplan des Clarke'schen Instituts muß, nach unsern modernen Erziehungsbegriffen, ein unendlich einfacher gewesen sein. Man befaßte sich nur mit den gewöhnlichen Disciplinen und lehrte weder Griechisch noch Mythologie. John Keats baute sich die Wunderwelt der griechischen Götter und Heroen mit Hülfe von Looke's Pantheon und Lempiérè's Wörterbuch auf. Stein um Stein trug er mühsam herbei in dieser Weise. Aber wie entflammte sich seine Phantasie bei solcher

Arbeit — beim Anblick jener versunkenen Herrlichkeiten:

„Not yet dead,
But in old marbles ever beautiful“ —

Sein ganzes Wesen fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu jenen hellenischen, urewigen Schönheitsidealen hingezogen, die schon so manchen Sinn gefangen nahmen. Halbe Nächte lang saß er in trunkener Betrachtung verloren und sehnte sich, aus der goldenen Quelle selber zu schöpfen, die alten griechischen Classiker in der Ursprache zu lesen.

Der liebste Freund und Vertraute John Keats' war damals der heitere Sohn seines Lehrers, Charles Cowden Clarke, der mit unbegrenzter Zärtlichkeit an ihm hing und zugleich über seine Gesundheit mit der Sorge einer Mutter oder Schwester wachte. Wie oft löschte seine Hand unter Scherzen und Schmeichelworten die kleine Lampe in dem Studirzimmer; wie oft trieb er den Begeisterten zu Bett oder schloß das Fenster geräuschlos, damit die kühle Nachtluft die heiße Stirn des jungen Freundes nicht berühre. Er war es, der so manchen Strauß wilder Blumen auf den Arbeitstisch John's stellte, wußte er doch, daß die Blu-

men die wirksamsten Störer in der Arbeit waren. Bei ihrem Anblick warf der Fleißige sicher die Feder weg, schob das Buch bei Seite, tauchte sein Gesicht in den Strauß und vertiefte sich dann fast mit der Innigkeit eines Liebenden in die Betrachtung jeder einzelnen Blüte. Er band und ordnete sie neu, und beschäftigte sich Stunden lang mit diesen seinen Lieblingen.

In jene Jahre sorgloser Studienzeit fiel ein dunkler Schatten: der Tod der Mutter. Der Schmerz des Knaben über diesen unerwarteten Verlust war so groß, daß er mehrere Tage sich vor jedem Menschen zurückzog. John verschwand und versteckte sich unter einem dunkeln Pult in dem Winkel eines unbenutzten Zimmers, nahm weder Speise noch Trank zu sich, und nur die Bitten und Thränen seines Freundes Charles vermochten ihn endlich, sein Bett aufzusuchen, wo dann die Verzweiflung des jungen Herzens sich in einen Thränenstrom löste. Ein heftiges Fieber brach aus, und die Schule gerieth in Aufregung und Angst um das Leben des Lieblings. Alle schmerzlichen wie freudigen Empfindungen John's äußerten sich später in ähnlicher, fast gewaltsamer Weise; das Leben seines Herzens war ein überreiches, alle Eindrücke

wirkten mächtig, ein verzehrendes Feuer brannte in dieser jungen Seele, das nothwendig früh eine Hülle verzehren mußte, deren Zartheit nicht minder groß als ihre Schönheit.

Und diese sensitive Natur, dieser nervöse, fein organisirte Jüngling verließ 1810 die Schule in Enfield, um — nach dem Wunsche seiner Mutter und seines ältesten Bruders George, Gehülfe eines ziemlich bedeutenden Wundarztes zu werden. Diese schlanke, vornehme Hand erfaßte das Secirmesser, — — diese Augen prüften die Schärfe chirurgischer Instrumente, senkten sich auf eiternde Wunden und lasen medicinische Abhandlungen über Amputationen und die Kunst des Trepanirens. Aber in diesem, seinem ganzen Wesen so völlig widerstrebenden Berufe bewies John Keats trotzdem eine Geschicklichkeit, die ihn selber in Staunen setzte. „Ich erschrak über meinen Muth und meine Erfolge," schrieb er später einmal. — Was aber seine Hand so sicher machte und seine Augen vor den verdunkelnden Schleiern der Thränen schützte bei der Berührung und beim Anblick so vielen Elends, war einzig und allein der heiße Wunsch seines Herzens, zu helfen und zu lindern. Er übernahm oft eine Operation selber, vor der er

Anfangs zurückschauderte, nur weil er fürchtete, ein Anderer könne den armen Leidenden härter anfassen.

Es waren Tage der Selbstkasteiungen und Kämpfe, Wochen voll unausgesetzter Marter und Qualen! Aber ihnen folgten die Nächte, in denen man lesen durfte, und sie ließen Alles vergessen. Henry Clarke schleppte für den Vielgeliebten Bücher aller Art herbei, und John's Geist schwebte über den trüben Wassern des Alltagslebens, um sich in den blauen Aether zu versenken. Shakespeare und der junge Byron, Chaucer und Milton erschienen bei nächtlicher Weise vor seinen entzückten Augen. Der Genius Byron's begeisterte ihn zu seinem ersten Gedichte, und von Shakespeare's Macbeth schrieb er an seine Freunde, er würde ihn nie wieder um zwei Morgens allein zu lesen wagen." Und eine fata morgana ist's, die unwillkürlich bei diesen Worten vor unseren Augen aufsteigt: das Bild eines engen, schmucklosen Zimmers. — Eine mattbrennende Lampe vermag kaum die Seite des Buches zu erhellen, — dazu die wilden Stürme einer Herbstnacht, wie sie vielleicht damals jenes einsame Schloß des Clan umbrausten, als man den greisen König mordete. — Schatten huschen an den Wänden auf und nieder, Töne werden laut,

wie sie nie am Tage gehört werden. — Und ein Lichtschimmer fällt auch auf ein wunderschönes Jünglingsantlitz; tiefblaue Augen blicken scheu empor bei all' dem seltsamen Rufen und Wehen. Er schlägt hastig das Buch zu, aber die Dichterseele erzittert unter dem Eindruck des Ungeheuerlichen, das ihm die Meisterhand Shakespeare's vorgeführt. Der junge Kopf ist noch erfüllt von entsetzlichen Bildern, — er wagt kaum, um sich zu blicken — — drüben auf dem leeren Stuhle an der Wand, sitzt da nicht etwas Gräßliches, Grauenvolles, Unfaßbares: — Banko's Geist mit der blutigen Wunde? — Schrill schlägt die Thurmuhr die zweite Stunde. John wagt es nicht, von wilden Schauern geschüttelt, sich von seinem Stuhle zu erheben und in die anstoßende Kammer zu gehen, um sich auf sein Bett zu werfen — — dort liegt ja der königliche Todte lang ausgestreckt. — Am Morgen findet der alte Diener des Wundarztes den jungen Gehülfen am Tische sitzend, den Kopf auf die Arme gesenkt, fest eingeschlafen. Und er weckt ihn vielleicht mit mit den Worten: „Kommt, lieber Herr, eilt Euch, es giebt noch das Bein des Soldaten abzuschneiden und die Brandwunden des Bäckerjungen zu verbinden."

Wie ein heller Stern trat eine Dichtung in das Leben John's, die heut' schon halb vergessen — Spencer's Feenkönigin.

Diese reizende, duftige Poesie machte den tiefsten Eindruck auf seine Phantasie wie auf sein Herz, und erlangte den größten Einfluß auf seine Dichterentwicklung. Sie berauschte ihn wahrhaft, und sein Freund Henry erzählte, daß John in jener Lebensperiode von nichts Anderem reden und an nichts Anderes denken konnte, als an jene süßen Verse Spencer's. Seine Augen strahlten dann wahrhaft von Begeisterung, und es war ein Ausdruck in seinem Gesichte, der hinreißend genannt zu werden verdiente. Er war überhaupt von einer Empfänglichkeit für die Schönheit der Form und des Wortes, wie vielleicht selten ein Dichter, und ein vollendeter Vers konnte seine Augen mit Thränen füllen. Ein Beben durchflog dann den zarten Körper, so mächtig war die freudige Erregung der Seele. — Gedichte auf Gedichte entstanden nun, reizende Imitationen Spencer's, poetische Episteln an seine Brüder und Freunde, kleine Oden und Sonette, — sie wuchsen wie wilde Blumen empor, und der Boden, der sie trug, war: der Zaubergarten der Feenkönigin. — Aber auch Chau-

cer's reizende Erzählungen entzückten ihn zu derselben Zeit, und eine mächtige Dichtergestalt trat ihm endlich Auge in Auge gegenüber: Homer, in der Uebersetzung Chapman's. Ein schönes Gedicht Keats': „The first looking into Chapman's Homer" war die erste Frucht dieser Begegnung. Ganze Nächte lang las er seinen Homer, und oft brach er, bei einer besonders herrlichen Stelle, einem großartigen Bilde, in einen lauten Jubelruf aus. Die Briefe John's an seine Brüder, damals Handelslehrlinge in London, sind voll von Glück über diesen neuen Dichterfreund. Es war, als ob er ein unerwartetes, überreiches Geschenk empfangen, als ob ihm eine ganz besondere Gnade des Himmels geworden. Das eifrige Studium des Hexameters wurde jetzt seine liebste Beschäftigung. — Die schwere Lehrzeit in Enfield war nun vorüber, und John Keats ging nach London, um dort die Hospitäler zu besuchen, wohl die härteste Prüfung für ein so weiches Herz. Aber in London vermittelte sich zum Glück auffallend rasch die Bekanntschaft des jungen Dichters mit bedeutenden einflußreichen Männern. Einer führte ihn dem andern zu, und jeder interessirte sich auf das lebhafteste für diesen Jüngling mit dem idealen Gesicht, dem liebenswürdigen

und bescheidenen Wesen, dessen Dichterberuf immer leuchtender zu Tage trat. In erster Reihe stand Ligh Hunth, Hazlitt Haydon, Baril Montagu, der Dichter Reynolds, der geistvolle Kritiker Dickens, der Erzbischof Bayley und der hochpoetische Maler Severn. Es bildete sich von ihnen ein schützender Kreis um eine der zartesten Dichterknospen, die sich je zu herrlicher Blüte entfaltet.

Der arme Chatterton hatte eine derartige Segnung nicht genossen, und auch Burns nur kurze Zeit. Dieser auserwählte Kreis war es denn auch, der John Keats endlich bestimmte, das Secirmesser für immer aus der Hand zu legen und seiner eigentlichen Bestimmung zu folgen.

Die Buchhändler Taylor und Oliver verhießen bereitwillig jede Hülfe, und so zog er sich, da seine Gesundheit ohnedies durch die Aufregungen der letzten Monate, — hervorgerufen durch die abmahnenden Briefe seiner Geschwister und den Kampf im eigenen Herzen, gegen den Willen einer Todten zu handeln, — einer Kräftigung bedurfte, in das Paradies der Insel Wight zurück. Hier in dieser blumengeschmückten, zauberischen Einsamkeit entstanden die ersten Gesänge seines größten Gedichts zum Gedächtniß Chatterton's: Endymion. — Sein

Dichterleben in dieser Zeit war eine Idylle, ein süßer Traum, ein dolce far niente, ein Schwelgen der Seele — seine erste und zugleich die letzte glückliche Ruhezeit. Wir sehen ihn unter Blumen wandeln, in Blumen gleichsam gebettet, den blauen Himmel über sich, — und in sich eine glühende Seele und — ein ruhiges Herz. Welche Ideale schwebten vorüber, welche süße Stimmen schlugen an sein Ohr, — welche Zukunft, verhüllt von Rosenschleiern, — eine Zukunft voll Licht und Liebe, — stieg vor ihm auf! Wohl fühlte er klar und immer klarer den Dichterberuf in sich, — aber seine Demuth war doch so groß, daß er bei Uebersendung eines glänzenden Sonetts: On the sea, an Haydon, schrieb: „Ich bin wohl zu glücklich, und es sind doch nur Schwierigkeiten und Leiden, die den Geist des Mannes kräftigen und stark machen! Meine jungen Schwingen bewegen sich noch zu leicht, es muß erst das Bleigewicht der Schmerzen sich an meine Dichterflügel hängen, wenn ich wirklich etwas taugen soll!"

Auch hier in seinem Asyl hatte er immer seinen Homer in der Tasche, seinen Shakespeare auf dem Tische und seinen Spencer im Herzen. —

Ein anderes Mal schreibt er: „Wenn die ge-

storbenen Dichter Freude empfinden im Herabsehen auf die Genießer ihrer Schöpfungen, so müssen manche verklärte Augen mit Wohlgefallen auf mir ruhen. Ich sitze wie bei einem Göttermahl mit meinen Dichterheroen und wünsche nichts so sehnlich als daß nach meinem Tode wenigstens eine meiner Arbeiten werth sei, erhalten und gelesen zu werden, daß dankbare Augen auf den Blättern meiner Dichtungen ruhen und milde Lippen meinen Namen nennen, wenn ich längst in Staub zerfiel."

Der folgende Winter 1817—18 führte den jungen Dichter wieder nach London, wo sich der Kreis seiner Freunde immer mehr vergrößerte und wo er in eifrigem Schaffen frohe Tage verlebte. Eine poetische Erzählung von unendlichem Zauber entstand: „The eve of St. Agnes", eine andere: „Lamia" ward begonnen und der „Endymion" vollendet. Für die Männer schien die Art seines Auftretens etwas unwiderstehlich Anziehendes zu haben. Seine Bescheidenheit bei allem Selbstgefühl, seine Milde gegen Andere und Strenge gegen sich selbst, seine Wahrheitsliebe, sein sittlicher Ernst, sein tiefes Gefühl für Ehre und seine Begeisterungsfähigkeit, die Alles mit sich fortriß, er=

regten die lebhaftesten Sympathien, und John Keats erwiederte jedes warme Gefühl, das man ihm entgegentrug, mit Innigkeit und vergalt es durch die treueste Anhänglichkeit. Milnes erzählt von ihm, daß er eine vornehme Gesellschaft, in der man von einem seiner Freunde Unwürdiges erzählte, sofort mit den Worten verlassen habe, daß es ihm unmöglich sei, dazubleiben, wo man von einem Ehrenmanne Böses redete und glaubte.

Für die Frauen würde die Begeisterungsfähigkeit und der schwärmerische Zug in seinem schönen Gesicht ohne Zweifel sehr gefährlich gewesen sein, wenn der junge Dichter sich ihnen genähert hätte, — er mied sie aber. Trotzdem wurde er bemerkt, — gar manches schöne Augenpaar wandte sich verlangend zu ihm hin, manch süßer Mund lächelte ihm zu. Eine Frau war es auch, die ihn in der damaligen Periode seines Lebens folgendermaßen beschreibt:

„Seine Augen waren groß und von einem wundervollen Blau, sein Haar kastanienbraun. Er trug es in der Mitte gescheitelt, so daß es zu beiden Seiten seiner Wangen in reichen, lockigen Massen herunterfiel. Sein Mund war voll und weniger fein, als seine übrigen Züge. Sein klares,

schönes Gesicht zeigte den Ausdruck einer stillen Begeisterung, wie sie etwa der Anblick einer herrlichen Aussicht hervorruft. Der ganze Eindruck war ein zarter, und wäre die Stirne nicht so bedeutend gewesen, und hätte man jenen energischen Zug um die Lippen verwischen können, so würde John Keats' Antlitz mehr einem Frauengesicht geglichen haben. Seine Hand, dies bedeutsame Glied des menschlichen Körpers, war von auffallender Schlankheit und feiner Blässe, und Milnes berichtet, daß Coleridge, als er diese Hand zum ersten Mal in der seinen gefühlt, sich zu Leigh Hunt gewandt habe mit den leisen Worten: „der Tod ist in ihr."

In Bezug auf die Frauen existirt ein Brief John's an seinen Bruder Tom, den er unter allen seinen Geschwistern auf das Zärtlichste liebte, weil er sich ihm am meisten verwandt fühlte und dessen bald nachher erfolgter Tod ihm so viel Schmerz brachte. Er schreibt: „Ich glaube, nicht das rechte Gefühl für Frauen zu haben, bis zu diesem Augenblicke strebe ich vergebens darnach, ihnen gerecht zu werden — das Geheimniß liegt vielleicht darin, daß der Mann in mir sie jetzt so tief unter seiner knabenhaften Einbildung sieht. Einst, in meiner jugendlichen Phantasie, war eine Frau und eine

Gottheit mir gleichbedeutend. Mein Herz war ein weich ausgepolstertes Nestchen, in dem immer irgend Eine von ihnen ruhte, ohne freilich eine Ahnung von solchem Ruhebett zu haben. Ich sah sie überirdisch hoch über den Männern. Und nun? — Es ist seltsam, wenn ich unter meinesgleichen bin, so habe ich keine bösen Gedanken, keine Scheu, keinen Spleen, ich denke und rede frei — ich höre und lerne. Bin ich unter Frauen, so kommen mir böse Gedanken, — ich bin voll Argwohn, ich fühle mich unsicher und gehemmt, ich bin nicht besser, ich bin niedergedrückt und zerstreut. Vielleicht schlägt auch einmal meine Stunde, die Illusionen der Knabenzeit kehren wieder, und ich erfahre, was es bedeutet, eine Frau lieben und von ihr geliebt werden mit jener himmelanstrebenden Flamme, wie sie die Dichter schildern. Aber es kann auch sein, daß ich gefeyt und dazu bestimmt bin, unberührt von jenem mächtigsten aller Gefühle über die Erde zu wandern."

Und dieses Dichterherz sollte die Leidenschaft in ihrer höchsten Potenz, in ihrer vollsten Gewalt kennen lernen, nicht jene Leidenschaft, die rasch entzündet, rasch verlischt, um an einer neuen Erscheinung wieder aufzuflammen, nein jene eine

dämonische Glut, die das ganze Sein und Leben verzehrt und mit dem Leben selber nur stirbt. —

Bis zu jener verhängnißvollen Stunde hatte John Keats, wie bei den Blumen, auch eine gewisse Vorliebe für jene frischen und doch bescheidenen Mädchengestalten gezeigt, die, den kleinen Feldblumen gleich, still und unscheinbar am Wege stehn. Weibliche Schüchternheit, blonde Locken, blaue, schmachtende Augen, erröthende Hilflosigkeit erweckten sein Interesse, — er floh jene Frauen, die des stützenden Armes des Mannes nicht zu bedürfen schienen.

„Wie schön sind jene verborgenen, scheuen Blumen," sagte er. „Wie würden sie ihren Zauber verlieren, wenn sie sich am Wege hervordrängten und riefen: Bewundere mich, ich bin ein Veilchen! Liebe mich, ich bin eine Primel!"

Es war bei seinem treuen Freunde Brown, als der junge Dichter zuerst von einer Dame reden hörte, die, vor Kurzem aus Indien zurückgekehrt und in eigenthümliche Familienzwistigkeiten verwickelt, ein Asyl in Hampstead bei einer Freundin, Mrs. N. gefunden hatte, deren hübsche Besitzung in geringer Entfernung von dem Hause Browns lag.

John war damals ungewöhnlich reizbar und

niedergedrückt durch den Tod seines Bruders. Man sprach viel zu ihrem Lobe, mehr noch zu ihrem Tadel, aber seltsamer Weise war es nur der Tadel, der seine Phantasie zwang, mit der Unbekannten sich zu beschäftigen. Und er war doch sonst so empfindlich in Bezug auf den Ruf einer Frau, das leiseste Wort verletzte ihn, und jetzt sehnte er sich darnach, mit einem Wesen in Berührung zu kommen, dessen Name auf Aller Lippen, dessen Vergangenheit im Schatten lag, dessen Schönheit die Männer anzog und dessen übermüthiges Selbstbewußtsein sich jedes Spiel mit ihnen erlaubte. Sirenenhaft, Loreleyartig, dämonisch erschien sie seiner Phantasie, und nur solcher Zauber ruft jene Leidenschaft hervor, die uns zu Grunde richtet in einer oder der andern Weise, die Alles verschlingt, die uns in den Himmel hebt oder in die Hölle stürzt — und deren Ende Wahnsinn oder Tod.

Heißer und heißer wurden allmählich die Gedanken an sie, die Niegesehene, unruhiger das Verlangen nach ihrer Erscheinung, und doch zitterte das Dichterherz in ahnungsvoller Bangigkeit vor der ersten Begegnung.

Und es war ein Abend zur Rosenzeit. Die Freunde hatten eine Einladung erhalten in den

Garten der Mrs. N. — Auch Severn sollte dorthin. Als sie hinübergingen, zitterte die Hand des Dichters auf dem Arme des Freundes.

Brown blickte besorgt in das schöne Antlitz neben ihm. Es war todtenbleich.

„Was fehlt Ihnen, John?" fragte er.

„Lachen Sie über mich!" lautete die leise Antwort, „ich fürchte mich vor jener Frau, der wir heute begegnen werden."

Und Brown lachte wirklich. „Wir werden sie schwerlich sehen, mein Lieber, sie erscheint selten oder nie, wenn Gesellschaft da ist."

Und wirklich war sie nicht im Salon, als die Freunde das anmuthige Gartenzimmer betraten, in dem sie einen kleinen Kreis um den Theetisch der Hausfrau versammelt fanden. Es waren nur Männer da, meist Bekannte, unter ihnen Severn, der geniale Maler, und man begrüßte die Ankommenden mit lebhafter Freude. Das Gespräch spann sich weiter, von ihr war gar nicht die Rede. Die Flügelthüren zur Terrasse standen weit offen, Duftwellen schlugen herein und kühle Nachtluft — und dann und wann taumelte ein Nachtfalter herein und fiel neben den Kerzen nieder.

„Sie werden uns heute Ihr Versprechen halten

und etwas von Ihren Gedichten lesen," sagte Mrs. N. bittend, „wie lange freuten wir uns schon darauf! Ich habe einen Sessel dort nahe an die Thüre gerückt, wir stellen einen kleinen Tisch daneben — halb Mondschein, halb Kerzenlicht fällt dann auf Ihre Blätter, — ich denke, da läßt sich's lesen!"

Und John Keats weigerte sich nicht und las seine eben vollendete Ode an die Melancholie:

„No, no! go not to Lethe!"

Seine Stimme war so weich, seine Stirn so rein und traurig, seine Verse so wunderschön — der Eindruck auf die Zuhörer konnte nur ein mächtiger sein. Tiefe Stille herrschte, als er geendet. Ein leichtes Geräusch vom Garten her ließ den Dichter jetzt aufblicken. Sein Blick wurde starr — Todtenblässe und Glut wechselten auf seinen Wangen. War das ein Traumbild oder eine menschliche Erscheinung? Vor ihm auf der Terrasse, noch auf der vorletzten Stufe, stand im hellen Mondschein regungslos eine Frau. Die Beleuchtung war so scharf, daß man jede Falte des weißen Gewandes, jeden Zug des Gesichtes unterschied. Und welch ein Gesicht! Südlich die Färbung, dunkle Augen und Haar, und die Züge der Diana im Louvre.

Die Gestalt erschien hoch und schlank, in den Händen hielt sie einen vollen Rosenstrauß. Die blauen Augen begegneten zwei dunkeln in einem langen Blick, und — das Geschick eines Menschenherzens war entschieden. — —

Später, als sie in den Rahmen der Thür trat und die Kerzen des Gesellschaftszimmers auf die Erscheinung fielen, wurde aus der Mondscheingestalt eine Dame von vollendeter Sicherheit und Grazie der Bewegungen. Miß N. und John Keats wurden einander in aller Form vorgestellt. Er erhielt auch seinen Platz neben ihr und erwiederte mit ziemlicher Fassung ihre anmuthige Entschuldigung, ihn erschreckt zu haben. Sie legte den Rosenstrauß neben ihm nieder und bat, ihn zum Zeichen der Verzeihung anzunehmen für ihr unberufenes Eindringen. Dabei glitten ihre wunderbaren Augen über ihn hin — er wußte selber nicht wie, — aber es war, als ob blendende Lichtstrahlen vorüberschössen, es wurde so hell, fast zu hell. — —

Und dann fand er sich am Arme seines Freundes auf der Straße und hörte, wie im Traum, daß ihn Jemand fragte: „wie gefällt sie Dir — nicht wahr, sie ist schön?!"

Die Stimme klang so fremd, und doch war es

die Stimme Browns. Was er antwortete, wußte er nicht, er hörte nur noch, wie sein Freund sagte: „Ich wußte, daß sie Dir nicht gefallen konnte. Desto besser — so verdirbt sie Dir die Nacht nicht. Schlaf wohl, mein Junge!"

Von jenem Abend an gab es keine friedliche „gute Nacht" mehr für John Keats. Die Rosen, die ihre Hand ihm gegeben, sie dufteten so betäubend, sie nahmen ihm die Besinnung, sie brachten seltsame, berauschende Träume, — tolle, wahnsinnige Wünsche. Der helle Morgen fand den jungen Dichter noch am offenen Fenster. Er war eingeschlummert, das edle Gesicht der Sonne zugewendet. Ein rührender Ausdruck von Glück lag auf der Stirn und zitterte in den Winkeln des Mundes. Die Rosen der schönen Frau lagen welk am Boden. —

Kurze Zeit nach jener verhängnißvollen Begegnung entstand folgendes Sonett:

Wär' Männerschönheit mein — der Seufzer bange Klagen
  Schnell widerhallen sollten sie in Deinem Ohr
  Der weißen Muschel gleich, — vor Deines Herzens Thor
Würd' heiße Leidenschaft ihr Sehnen tragen.

Doch ach! Kein Ritter bin ich, der den Feind geschlagen,
  Kein Harnisch leuchtet an der Brust mir vor,
  Kein Schäfer bin ich aus der Frohen Chor,
Vor dessen Lippen schöne Augen zagen.

Doch muß ich Dich anbeten, hold Dich nennen,
O süßer, holder als die Honigduft'gen Rosen
Von Hybla, trunken von des Thaues süßer Zehrung.

Ja schlürfen will ich diesen Thau der Lippen —
Wenn um des Mondes bleiches Antlitz Wolken kosen,
Dann will ich sammeln ihn durch Zauber und Beschwörung. —

Seine Leidenschaft wuchs mit erschreckender Gewalt von Stunde zu Stunde, denn er sah sie von nun an fast täglich, jene seltsame Frau. Sie nahm Besitz von ihm trotz des tapfern Kampfes gegen die Macht dieses neuen Gefühls, sie verdrängte alles mit jener furchtbaren Despotie, gegen die es keinen Widerstand giebt.

John schrieb in jener Lebenskrisis an Henry Clarke: „Das wunderbare Geschöpf ist keine Kleopatra, aber eine Charmion. Sie hat einen köstlich südlichen Blick, sie hat tiefe Augen und feine Formen. Wenn sie in ein Zimmer tritt, macht ihre Schönheit denselben Eindruck, wie die einer Leopardin. Sie ist zu selbstbewußt und zu gefeiert, um nicht jeden Mann, der sich ihr mit Liebeswerben naht, zurückzuweisen, aber nicht aus Hochmuth, sondern aus einer Art von Gewohnheit, sowie sie auch stolz und kalt nicht aus Ueberlegung erscheint oder weil es ihre Natur, sondern aus einer gewissen

Müdigkeit. Und seltsam! — ich habe dieser Frauenerscheinung gegenüber alle Scheu verloren, ich habe mich zu sehr der Bewunderung hingegeben, um unbehilflich oder befangen zu sein. Ich denke nicht mehr an mich, — ich verliere mich gleichsam aus dem Gesichte und bin nur sie. — — Aber ich liebe sie nicht, — — nein, nein, fürchte nichts. Sie läßt mich nicht schlafen, sie verfolgt mich, wie eine Melodie Mozarts uns verfolgt, die wir gehört, — — aber das ist nicht Liebe." —

Und als er endlich zu fühlen begann, daß er der Liebe unrettbar verfallen, ist es rührend, wie er seine Geschwister gleichsam um Vergebung bittet für die Schmälerung ihres Antheils an seinem Herzen, — wie er ihnen immer und immer wiederholt, daß die heiligste, schönste Liebe doch ihnen allein nach wie vor gehöre. „Als ein Mensch liebe ich die berauschende Sprache, den Blick und das Lächeln einer Charmion, als ein ewiges Wesen liebe ich den Gedanken an Euch. Ich würde es gern haben, wenn sie mich zu Grunde richtete und Ihr mich retten würdet."

Daß später seine Leidenschaft Erwiderung fand, ist natürlich. Nicht allein sein geistiger Reiz und seine körperliche Schönheit mußten in der Seele

einer bedeutenden Frau ein ungewöhnliches Interesse erregen, es erfüllte sich auch die alte Wahrheit, daß jedes echte, gewaltige Gefühl einen Widerhall in dem geliebten Wesen hervorrufen muß. Ein stetes Zusammenleben mit dem Gegenstande einer tiefen Leidenschaft weht den Saamen der Purpurblüte in das Erdreich der andern Seele hinüber, und die Wunderblume faßt allmählich Wurzel und gedeiht unter dem Blick unserer Augen, dessen Wirkung dann dem Sonnenstrahl gleicht.

Eine gewisse Siegestrunkenheit athmet schon das Sonett Keats:

Du Fee des scheuen Lächelns und der Seitenblicke —
Zu welchem Augenblick des Tages — sprich!
Bist Du am Lieblichsten? Wenn verwirrend sich
Im Labyrinthe süßer Red' ich mich entzücke.

Wenn wandelnd, wie in Traumes holdem Glücke,
Du schweigest, oder wenn geflügelt sich
Dein Füßchen hebt, da kaum die Nacht entwich,
Und schwebend keiner Blume Haupt zerdrücke?

Vielleicht, wenn die Rubinenlippen sanft sich theilen
Und in begierig holdem Lauschen beben?
O nein, bei Dir, wo alle Grazien weilen,

Kann nimmer Einer ich den Vorrang geben,
Denn thu' ich's kaum, wird schnell die Andre eilen
Und um den Vorrang bei Apollo streben!

Die Hoffnungslosigkeit dieser glühenden Liebe, die immer klarer hervortretende Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem Gegenstande seines Glückes und seiner Qual, legte sich allmählich wie ein dunkler Schleier über seine Seele. Die Verhältnisse des Dichters schützten zur Noth seine eigene Person vor Mangel und Entbehrung, — wie durfte er daran denken, ein angebetetes Weib zur Theilhaberin zur Armuth zu machen. Ihre eigenen Angelegenheiten waren noch so verwickelt, daß eine günstige Lösung, die sie vielleicht in den Besitz eines kleinen Vermögens bringen konnte, noch gar nicht abzusehen war, und dabei schien das schöne Geschöpf daran gewöhnt zu sein, als Prinzessin zu leben. Es giebt eben Wesen, bei deren Anblick unwillkürlich die Ueberzeugung über uns kommt, daß ihr Fuß auf Teppichen wandeln und ihr Kleid einen goldenen Saum tragen müsse, Wesen, die wir uns nie in einer ärmlichen Umgebung oder ungeschmückt zu denken vermögen.

Alle diese Gedanken und Vorstellungen, verbunden mit der immer höher emporschlagenden Flamme der Leidenschaft, erschütterten die zarte Gesundheit des jungen Dichters auf die bedenklichste Weise. Es war nach einer Stunde voll Glück=

seligkeit und Verzweiflung, als er in der kühlen Herbstnacht umherirrte und die heiße Stirn auf das feuchte Gras einer Wiese drückte. Wie er vorhin gekommen, wußte er nicht, auch nicht, wie lange er dort gelegen, Gebete stammelnd und tausend wirre Pläne entwerfend für die Möglichkeit einer Vereinigung mit der Geliebten. Erst lange nach Mitternacht kehrte er heim in das gastliche Haus Browns, aber in einem Zustande von Betäubung und so leichenblaß und matt, daß sein zärtlicher Freund sich entsetzte und ihn zu Bett brachte wie ein krankes Kind. Er blieb bei ihm, bis der Erschöpfte sich beruhigt hatte und erklärte, daß ihm wohler sei — aber als der treue Wächter sich kaum der Thür genähert, hörte er den Kranken heftig husten und mit schwacher Stimme sagen: „Bringt Licht — das war Blut!" — —

Und der Lichtschein fiel auf ein blutbeflecktes Kissen und auf ein junges, schönes Antlitz voll feierlicher Ruhe. Die großen Augen wandten sich zu dem Freunde, und die farblosen Lippen flüsterten: „Ich kenne die Farbe dieses Blutes, — — es hilft nichts, mich zu täuschen, das ist Arterienblut, diese Tropfen verkünden mir meinen Tod. Ich muß sterben!" —

Ein Arzt wurde herbeigerufen. Man ließ dem Kranken zur Ader, und bald sank er in einen ruhigen Schlaf. Am nächsten Tage war er so schwach, daß er kaum die Hand bewegen konnte, jene Blumengrüße in Empfang zu nehmen, die ihm die Geliebte sandte. Erst nach Tagen durfte er sie selber sehen und sich der seligen Empfindung hingeben, daß ihre Gestalt neben seinem Lager stand, ihre weißen Finger seine Stirn kühlten.

„Wenn Ihr mich gesund haben wollt," sagte er eines Tages zu Brown, „so schmeichelt mir mit einer Hoffnung künftigen Glückes, und ich werde genesen. Ich bin jetzt so schwach und gläubig, daß ich die Erfüllung selbst der wahnsinnigsten Hoffnung für möglich halte."

Nach der Genesung fing er wieder an zu arbeiten mit größerem Eifer, als früher, und mit freierer Phantasie. Er selbst schrieb über diese Erlösung:

„Sechs Monate vor dieser meiner Krankheit verlebte ich keinen ruhigen Arbeitstag. Entweder lag die Ahnung solcher Niederlage auf mir, oder ich litt unter einer leidenschaftlichen Trostlosigkeit, und wenn ich Verse machen wollte, so versanken meine Gedanken alle in diesem dunkeln Schacht.

Selbst die Schönheit der Natur hatte ihre Macht über mich verloren. Wie wunderbar, daß das Leid der Krankheit uns zu trösten vermag über andere Schmerzen, und daß uns so Vieles erst in seinem wahren Lichte erscheint, wenn wir auf dem Schmerzenslager liegen. Wie mächtig wirken die ewigen Naturschönheiten auf uns, wie rührt und erfreut uns ein grünes Blatt, die unscheinbarste Blüte, wenn wir fühlen, daß wir die Erde bald verlassen müssen. Wie der arme Falstaff, nur nicht stammelnd, rede ich von grünen Feldern, von wogendem Korn. Ich denke mit einem Gefühl tiefster Zärtlichkeit über jede kleine Blume nach, die ich seit meiner Kindheit gekannt, ihre Farben und Formen sind mir so neu, als ob ich sie nie gesehen, als ob ich sie mir gleichsam selber erschaffen. O diese unsere schlichten Wald-, Wiesen- und Gartenblumen, wie ich sie liebe! Ich sah in den Gewächshäusern manch fremdartige Wunderblüten, aber sie waren es nicht, nach denen meine Augen und mein Herz sich sehnte, als ich krank lag, — nach meinen kleinen Feldblumen allein rief ich und bat Gott, sie noch einmal an die Lippen drücken zu dürfen, mir noch einmal seinen irdischen Frühling zu zeigen."

Und Gott gewährte diese Bitte: im nächsten Frühling durfte John Keats sich seine Lieblinge pflücken. Der Arzt rieth sogar zu einer längst beschlossenen Reise der beiden Freunde nach Schottland, aber der vorsichtige Brown fand doch den geliebten Genesenen noch zu schwach, und so trennten sie sich denn, um — sich nie wieder zu sehen.

John Keats versuchte nun durch angestrengtes Arbeiten sich Geld zu verdienen, aber er überschätzte die Kraft seines Körpers, und den Tagen emsigen Schaffens folgten Wochen der Ermattung. Und dann war es auch immer nur eine Richtung, in der sich seine Phantasie als in ihrem eigentlichen Elemente bewegte, ein Gedanke, der ihm zu gleicher Zeit die Arbeit erleichterte und erschwerte, — sie, die Heißgeliebte, deren Name:

„was ever on his lip,
„but never on his tongue.“

Was half eine kurze, freiwillige Trennung dieser Leidenschaft gegenüber, — was das Bewußtsein, scheiden zu müssen? Es giebt auch eine irdische Liebe, die, wie Thomas a Kempis so wunderbar schön sagt: „wie eine lebendige Flamme und brennende Fackel hervorbricht und sicher hindurch bringt“, — und keine Macht kann sie auslöschen. Oft ist es,

als verglühe sie — in Zeiten langer Trennung und Entbehrung, — aber ein Hauch, ein Blick, ein Wort läßt sie wieder mit voller Macht auflodern, und sie ist gewaltiger, denn je zuvor. —

Nach einem kurzen Aufenthalt in London und langem fruchtlosem Kampfe kehrte Keats wieder in die Nähe der Geliebten zurück. Es war der letzte Sonnenblick des Glücks, der noch einmal auf seinen Weg fiel.

Die Rosen blühten wieder, und in den langen, schattigen Wegen des Gartens wandelten die beiden Liebenden Hand in Hand auf und nieder und vergaßen, daß diese Liebe ohne Zukunft. Die schönsten Gedichte entstanden in jener Zeit — „Hyperion", die süße „Ode an die Nachtigall" und viele andere. Aber der Stempel des Todes wurde immer deutlicher auf dem jungen Antlitz, die Wangen schmäler, die Augen so groß und glanzvoll wie nie. Und wie schlank und ätherisch erschien sie, jene fiebernde Hand, deren Finger eine schöne Frauenhand in der Vorahnung des Scheidens fest und fester umfaßten. — Ein leiser Husten stellte sich ein, — abendliche Fieberschauer traten auf, — der Arzt bestand auf einen Wechsel des Klima's.

In dieser bangen Zeit erschienen die ersten

Bände der „Poems and tales". und machten ein ungewöhnliches Aufsehen. In dessen Folge liefen denn auch Bestellungen und sogar Buchhändlervorschüsse ein. Die Mittel zur Erfüllung eines der frühesten und heißesten Wünsche seines Lebens, einer Reise nach Italien, waren da, doch ach -- wie bebte der Liebende jetzt vor einer Aussicht zurück, die ihn einst beseligt haben würde.

Sein Freund, der Maler Severn, erbot sich in der aufopferndsten Weise, den Leidenden zu begleiten und für ihn zu sorgen. Es war kein anderer Grund mehr da, sich ferner zu sträuben, als jener eine: sie zu verlassen.

Wie erschütternd klagt er: „Die italienische Reise begleitet mich zur Ruh und weckt mich jeden Morgen. Sie ängstigt und entsetzt mich über alle Maßen. Ich fühle, daß ich sie unternehmen muß, und doch ist mir's, als ginge ich einem Feinde entgegen. Sie sagen, daß ich dort in dem Lande des ewig blauen Himmels genesen werde. Ach, ich bin ja nicht gesund geworden, und doch hat mich eine Hand gepflegt, die, wie keine andere, Wunder wirken müßte. Ich fühle sie jetzt wieder langsam aus der meinen gleiten — — werde ich sie je wieder fassen?"

Und ein Abend kam —

„So heiß, so schwer, so trübe,
So sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht — —"

wo die beiden Liebenden von einander Abschied nahmen. In der nächsten Morgenfrühe wollte Keats mit Severn aufbrechen in das gelobte Land — nach Italien.

Abschied! Wer hat das Gewicht dieses Wortes nicht schon empfunden wie eine Centnerlast, — über wen brachen sie nicht schon herein, die Qualen eines letzten zitternden Händedruckes, eines letzten Kusses? Um der Schmerzen willen, die uns ein Abschied vom Geliebtesten bringt, müssen wir — unsterblich sein! Solche Martern können uns nicht auferlegt sein ohne Vergeltung. Leben zu müssen ohne das Licht der Augen, die unseres Daseins Sonne gewesen, ohne den Ton der Stimme, die uns die einzig melodische der Welt, ohne den Hauch der Lippen, der gleichsam unser Athem war, — das kann nicht von uns verlangt werden ohne eine Vergütung: ein Stück Ewigkeit. —

Und das Wort: „Auf Wiedersehen!" ist unser einziger Halt in solcher Stunde, und wir wiederholen es mündlich und schriftlich bis zum Wahn-

sinn. Man sage und schreibe, was man wolle von der Befriedigung der Seele, die sich in die Seele versenkt, von dem Bewußtsein, daß wir das Herz des geliebten Wesens nie verlieren können, — — wir sind und bleiben in der menschlichen Hülle eben nur menschliche Wesen und verlangen als solche nach dem Anblick der angebeteten Gestalt, nach dem wirklichen Blick, nach dem Druck der Hand, nach der Berührung der Lippen. —

Und mit diesen Qualen, mit dieser Sehnsucht verließ John Keats sein Vaterland, um nach Italien zu ziehen.

Wie im Traume zog er in der ewigen Stadt ein, diesem einstigen Ziel seines glühendsten Verlangens: er war gefeyt gegen Freud' und Leid nach solchem Scheiden. Wie ergreifend sind alle seine Briefe aus jener Zeit!

„Schreibe bald, schreibe viel," bat er seinen Freund Brown, „aber berühre keine Gegenstände, die mich aufregen! Du glaubst nicht, wie schwach ich bin. Und doch mußt Du mir von ihr erzählen — ob Du sie gesehen! Beschreibe mir jeden Zug ihres Gesichtes, die Kleider, die sie getragen, — Alles, Alles! Sollte mein Körper die Kraft haben, sich noch einmal zu erholen, — die Gedanken an

sie, die Sehnsucht nach ihr würde es nicht gestatten, und so wird sie, die Einzige, die mich noch am Leben erhalten könnte, die Ursache meines frühen Todes sein! Tag und Nacht wünsche ich mir den Tod, um mich von diesen Qualen zu befreien, und dann möchte ich ihn wieder von mir stoßen mit aller Kraft, denn er würde ja diese Qualen mit sich nehmen, die mein liebstes Eigenthum geworden sind. Land und Meer, Schwäche und Hinschwinden sind großer Jammer, aber der Tod ist doch der größte, denn er allein scheidet für immer, er drückt unsere Augen zu, daß sie die angebetete Gestalt, das süße Antlitz nicht mehr schauen. Wenn der Schmerz dieses Gedankens mein Inneres gleichsam durchtränkt hat, meine ich, die Bitterkeit des Todes gleichfalls überwunden zu haben. Ich bin jetzt in einem Zustande, wo Frauen, nur als Frauen, für mich nicht mehr Werth haben, als Stöcke und Steine. Nur zwei weibliche Gestalten leben in meinem Herzen und in meiner Phantasie, und doch — mit welch verschiedener Liebe umfasse ich sie: — die Gestalt meiner Schwester und — sie, ihre Erscheinung! Die Eine überstrahlt die Andere in erschreckender Weise. Beim Gedanken an diese Trennung von ihr über=

kommt mich ein Gefühl von Dunkelheit, ich tappe umher, — ich bin entsetzt, — wer hilft mir, wer rettet mich!"

Der kranke Dichter durchzog nun das Land seiner Sehnsucht, „dumpfen Sinnes und verdrossen" an der Hand seines treuen Freundes. Jene Augen, die so schön zu sehen verstanden, schienen von der Herrlichkeit, die vor ihnen aufging, nichts zu gewahren. Der Arme zählte nur die Meilen, die ihn von dem Gegenstand seiner Liebe trennten, und die fieberhaften Schläge eines kranken Herzens. Es war die Nacht um ihn her — Körper und Seele lagen in Banden schweren Leides.

Von dem Wunder der Erde, von Neapel aus, schrieb er seinem Freund Brown nur:

„Die frische Luft hier, die vom Meere herüberstreicht, belebt mich ein wenig, und ich hoffe, diesen Morgen wohl genug zu sein, Dir einen kurzen, ruhigen Brief zu schreiben, wenn Zeilen ruhig genannt zu werden verdienen, in welchen man sich fürchtet, einen Gegenstand zu berühren, an den man kaum zu denken wagt und an den man doch einzig und allein denken möchte. Sieh, nun habe ich schon zu viel gesagt, — meine Pulse jagen,

meine Stirn glüht, mein Athem fliegt, — nun laß mich noch mehr sagen: es erleichtert mir vielleicht die Last des Elends, die ich auf meinen Schultern fühle. Die Ueberzeugung, daß ich sie nie wiedersehen soll, nie wiedersehen darf, wird mich tödten. O Du, mein theurer Vertrauter, Du fühlst es so gut, als ich, daß ich gesund geblieben sein müßte, wenn sie mein hätte werden können, als ich selber noch gesund war. Ich kann es ertragen, zu sterben, aber ich kann es nicht ertragen, sie zu verlassen. Der Tod ist eine Macht, der wir Alle uns unterwerfen müssen, das Voneinandergehen dagegen doch nur ein Act unseres eigenen freien Willens. Und ich ging von ihr! — O Gott! Gott! Gott! Jeder Gegenstand in meinem Koffer, der mich an sie erinnert, durchschneidet mein Herz wie ein Messer. Das rothe Seidenfutter, das ihre schönen Finger in meine Reisemütze nähten, verbrennt mir den Kopf. Meine Phantasie ist in der lebhaftesten Weise unausgesetzt mit ihr beschäftigt — ich sehe und höre sie, — ich strecke die Arme aus, sie zu umfassen, und greife in die leere Luft. Es giebt nichts, hörst Du, nichts in der Welt von hinreichendem Interesse, welches mich auch nur einen Augenblick von ihr zu trennen

vermöchte. Und als ich noch in England war, — wie klagte ich so oft — ich Thor — wie ungeduldig war ich, als meine Krankheit mich von ihr fern hielt, wie schaute ich verzweifelt nach Hampstead hinüber. Und damals hatte ich doch die Hoffnung, sie wiederzusehen! Aber nun?! Welche Entfernung, welche Körperschmerzen und Todesmattigkeit! O daß ich nur dort, wo sie lebt, begraben werden könnte! — Sind Nachrichten von meinen Geschwistern aus Amerika da? Wenn es nur gute wären — ich wage nicht mehr, auf das kleinste Glück, den leisesten Freudenschimmer zu hoffen. Verzweiflung liegt auf mir wie eine Decke und ist nicht abzuschütteln. Ueber Neapel sage ich kein Wort — ich habe eben keinen Antheil an der Herrlichkeit um mich her — ich bin ein Ausgeschlossener. Ich fürchte mich, ihr zu schreiben, und doch ist jeder Gedanke ein Brief an sie. Wie gern möchte ich sie wissen lassen, daß ich sie nicht vergessen kann! O mein Freund, ich fühle glühende Kohlen in meiner Brust. Es überrascht mich, daß das menschliche Herz so viel Elend ertragen kann, ohne zu brechen!" — —

Einen Freudenschimmer brachte ein warmer Brief Shelley's, der ihn in Neapel erreichte. Der

gefeierte Poet befand sich eben in Pisa und bat den kranken Collegen auf das Innigste, zu ihm zu kommen, statt nach Rom zu gehen, Pisa's weiche Luft werde ihm sicher Genesung bringen. Aber Keats kehrte doch, trotz dieser Aufforderung, nach Rom zurück, um sich von neuem den geschickten Händen des liebenswürdigen Doctors Clarke anzuvertrauen, des einzigen Menschen, dem er in der „ewigen Stadt" näher getreten war.

Der irdische Lebenspfad des jungen Dichters wand sich nun noch eine kurze Strecke hin durch das Gestrüppe und die Dornen der Krankheit und des Leidens, um endlich an den Thoren des Paradieses zu enden.

Dann und wann schrieb er noch einen Vers nieder — er begann sogar ein größeres Gedicht: „Calidore", das jedoch ein Fragment bleiben sollte, — allein die sonst so hochfliegende Seele war müde wie die Hand.

Seinen letzten Brief richtete er an seinen Freund Brown. Wie ein halb vergessener Traum lag schon das Leben hinter ihm, und er betrachtete die Dinge dieser Welt fast mit dem Blick eines Verklärten, — er redete von sich selber wie von einem Todten. In rührenden Worten bat er in jenem

Schreiben Alle, die er geliebt, um Vergebung für seine Fehler und für die Mühen und Sorgen, die er über sie gebracht.

„Schreibe, sobald Du diesen Brief empfangen, an George," schloß er, „und sage ihm, wie es mir geht, soweit Du es eben beurtheilen kannst. Schreibe auch an meine Schwester, sie wandelt in meiner Phantasie wie ein Geist herum, sie gleicht ja unserm todten Tom so sehr. Ich kann kaum brieflich „Lebewohl" sagen, so bitter ist für mich jedes Abschiednehmen, — es ist, als ob ich eine linkische Verbeugung machte. Ich sage also auch diesmal nur: Gott segne Dich!"

An die Geliebte schrieb er kein Abschiedswort, — die leeren Blätter lagen vor ihm — seine Kraft verließ ihn aber, so oft er den Versuch wagte, zu ihr zu reden.

Severn harrte mit einer unermüdlichen Geduld und Hingebung bei dem schwer Leidenden aus und ließ sich, nach seiner eigenen Aussage, mitumherwirbeln in dem Sturm, der die Seele seines Freundes durchwühlte. Erst in den letzten Tagen wurde der Kranke resignirter und hörte auf, gegen das Schicksal anzukämpfen, das ihm bestimmt war. Ein Brief der Geliebten traf ein, — aber seine zit=

ternden Finger lösten nur das Siegel. Dann legte er die Wange auf die Schriftzüge — zu lesen wagte er nicht mehr.

„Ich bin schon ein Hellseher geworden," sagte er mit mattem Lächeln, „ich kenne und fühle jedes Wort, das sie mir schreibt, trotz geschlossener Augen, und bin sehr glücklich." —

Er bat Severn, daß man ihm diesen Brief mit einer kleinen Börse von ihrer Hand mit in seinen Sarg lege, und zu seiner Grabschrift bestimmte er folgende Worte:

„Here lies one whose name was writ in water."

Während der letzten Leidenstage redete der Kranke so oft von seinen deutschen Wiesenblumen, und Anfang Februar brachte Severn schon frühlingsduftende Sträuße von Veilchen, Marienblumen und Crocus. Mit welcher Hast griffen die weißen Finger darnach, — mit welch' verklärtem Lächeln drückte er sie an Lippen und Augen.

„Meine größte Freude hinieden," sagte er, „war, das Wachsen und Entfalten der Blumen zu beobachten, und wenn der liebe Gott mir dort oben eine kleine Anstellung als Gärtner geben wollte, würde ich sehr zufrieden sein."

Ein anderes Mal murmelte er in Fieberträumen: „Ich fühle sie wachsen über mir, meine süßen Blumen!“

Am 27. Februar 1820 war es, als die Lippen des Todesengels die schöne Dichterstirn leise berührten. Der Dulder entschlief unser seinem Hauche mit den Worten: „Dank Dir Gott! Er kommt — — der Tod!“

Ein Ausdruck von so tiefem Frieden und Glück lag auf dem Antlitz des Geschiedenen, und eine so süße Ruhe schwebte um die leicht gerötheten Lippen, daß der treue Freund viele Stunden nach seinem Tode noch an einen Schlummer glaubte,

John Keat's irdische Hülle ruht auf dem schönsten Platz der Erde, auf dem Friedhofe der „Roma nobilis“, unweit der Pyramide des Cestius. Den Hügel decken Gras und Blumen in so üppiger Fülle, daß man nimmer an ein Grab zu denken vermag bei solchem Anblick, nur an ein Frühlingsbeet. Selbst im Winter hören die Maßliebchen nicht auf, dort zu blühen, — und vor vielen anderen Hügeln erscheint die Ruhestätte des nordischen Fremdlings lieblich geschmückt, als ob sie eben ein ganz besonderes warmes Plätzchen.

Nur wenige Schritte entfernt schläft der be-

rühmte Shelley, und das rührende Wort auf seinem Denkmal dürfte auch auf dem Grabe des unbekannten Dichters, John Keats, stehen. Es lautet:

Cor cordium!
Herz der Herzen!

Des Grafen Weihnacht im Walde.

Motto:

— — — — — — — — — — — —

„Du kommst in's Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken Dir —“

Weihnachtslied.

Tief im Walde, etwa zwei Stunden Weges von der freundlichen Residenzstadt Bückeburg, liegt das Jagdschloß Baum. Der Graf Wilhelm, tapfern Andenkens, hat es erbaut, als er von seinen ruhmvollen Kriegszügen aus Portugal und Spanien heimgekehrt war, und die Belagerungen von Minden, Wesel und Marburg siegreich überstanden hatte. Es war wohl zunächst die Sehnsucht auszuruhen, nach allem Kampf, nach all der unsteten Wanderung, der dies Asyl im Waldesschatten seine Entstehung verdankte.

Hierher drang kein Geräusch der lärmenden Welt; das Rauschen der prächtigen Eichen und

Buchen, der Schrei eines Hirsches, der Ruf eines Vogels waren die einzigen Laute, die diese süße Stille unterbrachen. Allerlei Erinnerungen an das sonnige Vaterland der Murillo'schen Madonnen, an die steinernen Wunder maurischer Baukunst, hatten ihn wohl erfüllt, den fürstlichen Bauherrn, als seine Hand den Plan zu jenem seltsamen Hause entwarf, Träume von den Säulenhallen der Alhambra und den todeseinsamen wilden Gärten des Maurenschlosses von Sevilla, mit ihren Grotten und Statuen. Aber die wirkliche Ausführung blieb später hinter der genialen Zeichnung zurück — denn nur die Luftschlösser lassen sich ohne Kosten aufbauen — auch ist die Ungeduld nie ein sonderlicher Baumeister gewesen, und ein wenig Ungeduld nach seinem stillen Versteck lebte in dem Grafen, während die Bauleute in gewohnter bedächtiger Weise einen Stein auf den andern fügten, und so kam es also, daß aus dem Palast eine schlichte Waldeinsamkeit wurde. Unterbau und Ansatz mit Bogeneingängen, Säulen, Freitreppe und Altan, fremd und pomphaft, als ob jenes Mondlicht, das Granada's Zauberschloß beleuchtet, auch diesen Bau verklären sollte, und das Ganze doch nur — nach der Vollendung — ein deutsches Taubenhaus für

zwei Glückliche. In diesen beschränkten Räumen, in diesem Miniaturschloß, verbarg sich ein Paar, im Sommer des Jahres 1769, um dort eine „Rosenzeit" zu genießen, wie sie selten den Sterblichen beschieden. Der berühmte Feldmarschall führte nämlich sein junges Weib, die Gräfin Maria, Tochter des Grafen Friedrich August zur Lippe-Biesterfeld, nach der Hochzeit in das Haus im Walde, und blieb mehrere Wochen mit ihr dort verborgen vor aller Welt. Niemand durfte dies reizende Stillleben zu Zweien unterbrechen als der gelehrte Freund des hohen Herrn, der Hof- und Consistorialrath Thomas Abbt, der auf den ausdrücklichen Wunsch des Grafen von Bückeburg zuweilen herüber kam. Da sah er sie denn schalten und walten wie eine schlichte bürgerliche Hausfrau, jene wunderschöne zarte Gestalt, von derem Zauber die Sage von Herz zu Herzen sich erhalten hat bis auf den heutigen Tag, wie der Duft der Rose sich erhält in verschlossenen Gefäßen. Mit ihren Kinderaugen schaute sie ihn an, den ernsten Gelehrten, mit ihren süßen Lippen lächelte sie ihm zu, und mit dem Gedanken der Prinzessin d'Este lauschte sie wohl den Gesprächen der beiden Freunde:

„Ich höre gern, wenn kluge Männer reden,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen."

Wohl selten zeigte ein Ehepaar einen größeren Contrast in seiner Erscheinung, als der Feldmarschall und die Gräfin Maria. Wilhelm zur Lippe war lang und äußerst hager, mit schmalem Oval des Kopfes, wettergebräunten scharfen Zügen und strengem Ausdruck. Er trug entweder eine blaue Sammetpikesche, oder die einfache Uniform seines Garderegiments. Nur an hohen Festtagen sah man ihn in seiner rothen, goldgestickten Feldmarschallsuniform im Schmuck seiner zahlreichen Orden. Sein schwarzes Haar war zurückgestrichen und im Nacken lose eingebunden, so daß es, wenn er ging, oft wie Rabenflügel um ihn her flatterte. Hohe Reiterstiefel über den schwarzledernen Unterkleidern und ein kleiner silberner Degen, den er nie ablegte, gaben seinem Anzuge ein echt soldatisches Gepräge. Seine Hände waren auffallend groß und stark, und doch vermochten sie den Tasten des Claviers die zartesten Klänge zu entlocken, ein Kind sanft zu streicheln und einen Blumenstrauß mit seltener Geschicklichkeit zu ordnen. Die zierliche Gestalt der Gräfin erschien neben ihm wie die eines Kindes, ihr Gesicht, von goldig schimmerndem Haar ein-

gerahmt, war von fast engelhafter Schönheit. Auf der hohen reinen Stirn aber, um die Madonnen-Augen mit den langen dunkeln Wimpern, und um die feinen Lippen stand jener leise, tief schwermüthige Zug, der selbst in Momenten höchsten Glücks nicht wich: das geheimnißvolle Zeichen eines frühen Todes.

Das waren Tage voll Sonnenschein im Waldhause, Abende voll Mondlicht und süßen Friedens. Man streifte in den verschlungenen Waldwegen umher, man wandelte in dem langen Buchengange auf und nieder, man speiste auf der Wiese unter den Pinien, und die Statuen der Götter und Helden auf ihren schmalen Sandsteinsockeln hielten dabei Wacht, oder in dem kleinen Saale zu ebener Erde. Die Thüren standen dann offen, der Blick schweifte über den kleinen Teich zu den künstlichen Steingrotten mit ihren wunderlichen epheuumrankten Portalen. Würzige Waldluft strömte herein und die Vögel flatterten herbei und pickten furchtlos die Brosamen fort, die eine schöne Hand ihnen auf die Schwelle der Thür gestreut. Gar oft liefen selbst Rehe neugierig über den Weg — und drüben aus dem Gebüsch brach wohl auch ein Hirsch und stand eine Weile still, um sich bewundern zu

lassen. Oben im Wohnzimmer mit den braunen geschnitzten Thüren, dem großen Kamin und den Fenstern mit den kleinen Scheiben, stand in der Mitte ein Clavier und dort saß denn der Graf jeden Abend und erzählte seinem jungen Weibe Tonmärchen, eine seltsame Mischung von Kriegsmärschen und jenen lockenden Weisen, wie er sie einst im Wunderlande gehört. Und sie lehnte dann in ihrem Sessel in der offenen Thür des Altans, vom Mondlicht übergossen und hatte ihm, den sie liebte, ihr holdes Antlitz zugewandt und die Bäume draußen im Walde rauschten leise mit hinein in die Musik. Im offenen Nebengemach aber wandelte unhörbaren Schrittes der gelehrte Thomas Abbt auf und nieder, zuweilen innehaltend auf der Wanderung, um das lichte Frauenbild zu betrachten. In diese Idylle voll Waldesduft und Liebeszauber fiel plötzlich ein schwarzer Schatten: der treue Freund des Grafen erkrankte und starb. Ein Sarg stand in dem Wohnzimmer — die Vorhänge waren herabgelassen, ein Modergeruch durchzog das Waldhaus: der Todte vertrieb die Lebenden, die Leiche Abbt's wurde nach Bückeburg gebracht und der Graf mit seiner Gemahlin folgte ihr tief gebeugt, um sein Residenzschloß zu beziehen.

Erst als dem gräflichen Paare ein Töchterchen geboren worden und das Kind fröhlich heranwuchs, entschloß sich Graf Wilhelm, jenes Asyl im Walde wieder zu besuchen, das einst sein höchstes Glück gesehen. Bannen doch Augen und Stimme eines Kindes alle finsteren Geister, die Erinnerung an den Tod konnte nicht Stand halten, solch blühendem Leben gegenüber, und so fuhren die glücklichen Eltern oft hinaus, um Tagelang mit dem kleinen Liebling im Schlosse zu bleiben und die runden Kinderarme streckten sich verlangend nach den schwankenden Wipfeln aus, die kleinen Füße liefen behende über das Moos, die Kinderaugen schauten staunend auf die leichtfüßigen Waldbewohner, und die süße Kinderstimme lockte die Vögel. Und für das gräfliche Kind wurde das stille Waldhaus ein Paradies, wie es das Paradies der Mutter gewesen, da war Alles was das kleine Herz begehrte: Sonnenschein, köstliche Luft, wilde Blumen, zahme Vögel und die vielbewunderten schlanken Rehe und stolzen Hirsche und flinken Eichkätzchen. In dem Gemach, wo der verstorbene Gelehrte einst auf und nieder gewandelt, stand jetzt das Bettchen des Kindes; denn während der Graf, seiner Gewohnheit gemäß, am

Abend spielte, erwies sich die Kleine, wie er lachend behauptete, als ein echtes Musikanten- und Soldatenkind, sie schlief nämlich während seines Spieles ein, und wachte von dem tollsten forte fortissimo nicht auf.

Das schöne lichte Frauenbild saß nun freilich nicht mehr wie sonst im Rahmen der Thür des Altans, sondern am Lager des Lieblings, und nicht an dem geliebten Manne allein hingen jetzt die sanften Augen, sie wendeten sich mit dem Ausdruck jenes Glücks, wie es nur Mutteraugen auszustrahlen vermögen, von ihm dem Juwel des Hauses zu, der süßen kleinen Schläferin. Zuweilen wurde auch im Waldhause in den Tagesstunden musicirt: wenn nämlich der Herr Hofcantor Christian Bach, Sohn des berühmten Cantors der Leipziger Thomasschule, mit seiner Gattin, der lieblichen Kirchensängerin, herauskam. Bei solchem Besuche verließ der Graf kaum das Clavier; er vertiefte sich dann in allerlei italienische und deutsche Partituren und Musikwerke, und Bach mußte spielen, bis ihm die Hände erlahmten. Während dessen wandelten die Frauen auf der Wiese umher in heiteren Gesprächen, und das Kind lief den Schmetterlingen

nach, oder spielte im Grase, oder sie saßen zusammen in jenen Steingrotten mitten unter den musicirenden Halbgöttern, welche die Kleine oft staunend betrachtete, indem sie durchaus ihre Musik zu hören verlangte. Und die Töne des Claviers zogen wie aus weiter Ferne zu ihnen herüber. Zuweilen verstummte auch die schöne Gräfin und faltete unwillkürlich die Hände, wenn eine Melodie Palästrina's gar so feierlich daherschritt oder ein Choral Sebastian Bach's.

Oft geschah es aber, daß der Hofcantor auf dem Altan erschien und seine Frau eiligst herauf beschied; sie mußte dann irgend eine Arie des Hasse probiren, oder vor dem Grafen eine Händel'sche Arie singen, die einzige deutsche Musik, die dem hohen Herrn, wie er sich auszudrücken pflegte, „so recht durch Mark und Gebeine" ging. Und Niemand konnte sie schlichter, edler und wärmer singen wie die Frau Hofcantorin.

„Der Händel und Ihre Stimme die könnten ein Menschenkind aufrütteln, wenn nichts in der Welt es mehr aufzurütteln vermag — — Niemand kann's als der wunderbare Mann!" sagte er einmal.

Die Gräfin aber fügte lächelnd hinzu: „Der Sebastian Bach kann's auch, denke ich!"

Der fromme Freund und Seelsorger der Gräfin Maria, der Hofprediger Herder, besuchte ebenfalls das gräfliche Paar oft in dem Waldhause, und blieb dort den ganzen Tag. In der süßen Dämmerung des Buchenganges schritten sie auf und nieder, während der Graf mit seinem Kinde tändelte, und die Sonnenstrahlen, die sich durch das Blätterdach stahlen, huschten über das Haar der reizenden Frau und über die edle Stirn ihres Begleiters. Da fragte sie einmal inmitten eines frommen Gesprächs in ahnungsvollen Bangen ihren geistlichen Rathgeber: „Bin ich nicht zu glücklich? Wird Gott mir diesen unverdienten Reichthum lassen?"

„Er wird es," lautete die zuversichtliche Antwort; „denn meine hohe Freundin genießt ihn voll Demuth."

Und in dieser Demuth und tiefen Dankbarkeit wurde die Gräfin Maria, die Glückliche, die treueste Helferin und Trösterin der Unglücklichen; in den Hütten der Armen, neben den Krankenbetten, an der Seite der Traurigen und Gebeugten erschien sie in ihrer Güte und Schönheit, immer bereit „wohlzuthun und mitzutheilen," und man nannte sie den Engel des Landes.

Aber ach! kein Liebesopfer konnte die furchtbare Prüfung abwenden, die im Rathe Gottes beschlossen: wieder klang die Todtenglocke schrill durch den grünen Wald. Der angebetete Liebling der Eltern kehrte einst mit fieberglühenden Wangen aus dem Waldhause in das Residenzschloß zurück, das dreijährige Töchterchen erkrankte. Bange Tage und Nächte folgten. Heißes Flehen stieg zum Himmel empor, brennende Thränen wurden geweint, verzweiflungsvoll war der Kampf, ehe das arme Mutterherz jenes Gebet der Ergebung sprechen lernte: „Herr, Dein Wille geschehe!“ — das liebliche Kind starb. Vom grünen Walde redete es noch in der Todesstunde, in den grünen Wald trug man es später für immer. Graf Wilhelm ließ ein Mausoleum erbauen, tief im Walde, nicht weit vom Ende jenes schönen Buchenganges, dort wo auf seinen Knien, die Arme um seinen Hals geschlungen, sein Kind so oft in athemloser Erwartung nach den Rehen und Hirschen ausgeschaut. Man setzte den kleinen Sarg dort bei, an einem schönen Frühlingsmorgen, und die Vögel flogen neugierig herüber, und von fern schaute das scheue Wild zu, als man das dunkle Thor öffnete und das Glück zweier Menschenherzen zu Grabe trug.

Und der Schatten wurde tiefer und tiefer um das Waldhaus, die heißgeliebte Gefährtin des Grafen vermochte den Verlust des Kindes nicht zu überwinden. Die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Liebling, nach den Augen, die für ewig geschlossen, nach der Stimme, die für ewig verstummt, verzehrte die zarte Hülle; sie welkte wie die Rose, wenn der Herbst gekommen. Die Liebe des Gatten vermochte sie nicht zu retten: die kleine kalte Hand dort unten war mächtiger, als die warme Männerhand, die sie zu halten versuchte. Noch einen Besuch im Waldhause, noch ein Gebet an dem stillen Bettchen des Kindes und am 16. Juni des Jahres 1776, kaum zwölf Monate nach seinem Heimgange, wuchsen der reinsten Seele die Engelsflügel: die Gräfin Maria ging in den Himmel.

„Ich darf unser Kind nicht so lange allein lassen," flüsterte sie sterbend mit himmlischem Lächeln, „hier auf Erden kam es ja Tag und Nacht nicht von meiner Seite! Und Du Geliebter, wirst uns bald folgen; denn Gott ist barmherzig!"

So nahm sie Abschied. In dem kühlen Grabgewölbe unter ihren grünen Bäumen, in tiefer heiliger Stille, neben ihrem Liebling, schläft sie.

Ueber der Thür des Gewölbes ließ der Graf eine Tafel befestigen, worauf die Worte stehen:

„Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft, Quelle des beglückenden Gedankens, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unserer Wesen vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet unzerstörbar bestehen!"

Zwei Hände, eine zarte Frauenhand aus Wolken reichend und eine Männerhand, verschlingen sich über diesem Trostspruch.

Der Graf Wilhelm aber verwandelte sich nach diesem schwersten Verluste in erschreckender Weise. Mit Heftigkeit wies er jeden Trost von sich. Keiner, selbst nicht die treuesten Freunde und Diener, durften ihm nahen. Seine Regierungsgeschäfte überwies er seinem obersten Rath und zog sich, nur in Begleitung eines alten Dieners, sofort nach der Beisetzung der Gräfin in sein entlegenes Jagdschloß Bergeleben zurück. Dort führte er, während seine Gesundheit sichtlich von Tage zu Tage mehr verfiel, das Leben eines Einsiedlers. Nächtelang hörte sein treuer Begleiter ihn auf und nieder gehen und laut seufzen. „Kein Ton der Musik, keine Thränen in den Augen — da muß er ja sterben, mein armer Herr," schrieb der Alte an

den Hofprediger Herder. Oft lag der Held der Schlachten hilflos wie ein Kind, vom heftigsten Fieber geschüttelt, auf seinem Lager und dennoch verschmähte er jede ärztliche Hilfe. Vergebens waren die wiederholten Versuche seiner Freunde und Diener, den Grafen dieser zerstörenden Schwermuth, dieser qualvollen Einsamkeit zu entreißen, vergebens die Briefe Herder's, die Klagen Bach's, die Bitten der Deputationen trauernder Landeskinder: der Tiefgebeugte verließ sein einsames Asyl nicht und nahm keinen Besuch an. So schwand der Sommer, so ging der Herbst dahin und der Winter hielt seinen Einzug. Der Graf las und schrieb viel, aber sein Geist war nur bei den Todten, die Unsterblichkeit der Seele war das große Thema, das ihn beschäftigte. So schleppte er sein Dasein weiter — es war nur ein ungeduldiges Warten auf den Tod. Die Musik, die sonst zu seinem Leben gehörte, wie die Sonne zur Erde, schien für ihn nicht mehr vorhanden; seit dem Todestage der Gräfin Maria hatte seine Hand keine Taste eines Claviers mehr berührt, war kein süßer Klang mehr in die Todtenstille gedrungen, die ihn umgab.

Es hatte den Anschein, als wollte er in Bergeleben sterben. Da plötzlich, am 22. December, in

einem Anfalle heftigster Unruhe, befahl er seinem Diener einzupacken, reiste in folgender Nacht ab und ohne Rast hinaus in das Waldhaus. Am Morgen des heiligen Weihnachtsabends war es, als er dort ankam. Der erschreckte Castellan zündete Feuer im Kamin des Wohnzimmers an. Ach es war noch Alles wie sonst und doch — wie öde und leer! Der Graf befahl nun, einen Tannenbaum aus dem Walde zu holen und herzurichten, „ich will meinen Weihnachten haben," sagte er mit gespenstischem Lächeln. Dann sandte er seinen alten Vertrauten mit allerlei seltsamen Aufträgen nach Bückeburg und gebot ihm zugleich auf das Bestimmteste, seine Ankunft geheim zu halten. Bis der Getreue heimkehrte, wanderte er wieder, mit gesenktem Haupte, die Hände auf dem Rücken, wie es seine Gewohnheit war, ruhelos auf und nieder in dem stillen Zimmer. Da stand das geliebte Clavier, Staub war auf seiner Decke — ein Blick der starren Augen fiel darauf. Dort am Fenster stand der Stickrahmen der Frau Gräfin, der Einsame wandte nur das Gesicht ab und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. O über diese erstickende, entsetzliche Last, wer sie doch heben könnte! Weinen — weinen, wer bringt Thränen?

Drinnen im Gemach hatte man das leere Kinderbett in den Winkel geschoben und die Vorhänge am Fenster zugezogen, aber den Schrank, den die Hand der beraubten Mutter mit allerlei Reliquien aus dem kurzen Sonnenleben des kleinen Lieblings gefüllt, den sah er doch, trotz aller Dämmerung, der Trostlose, und auch den runden, niedern Tisch, an dem sein Kind so oft gespielt. Unwillkürlich legte er seine Hand darauf, hatten doch die Finger und die Wangen seines verlorenen Töchterchens ihn berührt. Die hellen Locken waren dann über das dunkle Holz gefallen — wie oft hatte er das süße Bild bewundert. Wo war sein Liebling geblieben?! Er schlug die Vorhänge zurück und starrte hinaus. Ach, draußen Alles winterlich und todt, wie im Herzen. Ein schwerer Nebel hing über den Bäumen, einzelne Krähen flogen mit heiserem Geschrei vorüber, eine Eisdecke lag auf dem kleinen Teich, die Wiesen hatte der Schnee fest zugedeckt, Alles schlief, nur er allein sollte wachen.

Und nachdem der Diener heimgekehrt, saß der Graf Wilhelm in dem kleinen Gemach neben dem Bettchen seines Kindes und schmückte einen Tannenbaum mit goldenen Sternen, bunten Fahnen,

silbernen Nüssen und Aepfeln und hing oben an die Spitze einen lächelnden Wachsengel mit ausgebreiteten Flügeln, der beim leisesten Hauch hin und her schwankte und herabzuschweben schien. Aber das Antlitz des einsamen Mannes war bei diesem Thun todtenbleich und finster und um den Mund stand ein herzzerreißendes Weh. Und Kerzen ohne Zahl befestigte er an den duftenden Zweigen, und als die heilige Nacht herabsank und die Fenster in den Palästen und Hütten da draußen in der Welt hell aufflammten, und die Strahlen des Christbaums glückselige Kinderaugen und rosige Wangen trafen, und nur ein Gefühl die Herzen durchzitterte: Liebe, und nur ein Wunsch: „wohlzuthun und mitzutheilen," da zündete der verlassene todestraurige Mann seinen Weihnachtsbaum auf jenem kleinen Tische an. Und ein Miniaturbild der todten Maria, des geliebtesten Weibes, legte er unter den Baum, und verblichene blaue Schleifen, die sie an ihren schönen Schultern getragen, als sie im Waldhause einzog, und winzig kleine Schuhe stellte er auf, und allerlei Spielzeug, Puppen mit abgerissenen Köpfen, Vögel ohne Flügel, Schäfchen, die nicht mehr stehen konnten, Glöckchen, die nicht mehr läuteten — und die Kerzen strahlten weit

hinaus über den beschneiten Wald tief in den Buchengang hinein, und die Hirsche, Rehe und Eichhörnchen wunderten sich über das nie geschaute Licht und liefen neugierig herbei, bis dicht an das stille Haus.

Aber der arme Einsame starrte voll Verzweiflung in all den Glanz, kein Strahl drang in die umnachtete Seele. Er gedachte eines andern Weihnachtsabends, wo die Augen der glücklichsten Mutter und des glücklichsten Kindes heller leuchteten als alle Kerzen der Welt; — was war ein Christabend — ohne diese Augen?

Und die Last auf dem Herzen wurde schwerer und schwerer und drohte ihn zu ersticken — wollte denn Keiner helfen?

Da plötzlich fuhr der Graf auf, ein leises Geräusch im Wohnzimmer schreckte ihn empor. Was war das? Ein Geistergruß? Seltsame Schauer erfaßten den Einsamen. Ein voller Accord tönte vom längstverstummten Clavier herüber und eine weiche schöne Frauenstimme sang jetzt das ergreifendste Recitativ der Welt, aus Händel's Messias:

„Und es waren Hirten auf dem Felde, die weideten ihre Herden bei der Nacht. Und siehe

der Engel des Herrn trat zu ihnen und sprach: Fürchtet Euch nicht, siehe ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr.

„Und alsbald war bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Hier schwieg die Stimme, wie in Thränen gebrochen; auch die Töne des Claviers verstummten. Leise Schritte nahten: der Hofcantor Christian Bach, der treue Freund, erschien im Rahmen der Thür, hinter ihm seine schluchzende Gattin.

Aber nicht mehr der starre, finstere Mann stand an dem Weihnachtstische, in qualvoll bitteres Erinnern an das Verlorene versenkt: ein Gebrochener lag auf seinen Knieen und streckte ihnen die Hände entgegen. Die heiligen Töne und Worte hatten einen Strahl des Weihnachtstrostes in sein Herz getragen, einen Strahl der ewigen Liebe und Hoffnung, wie er in jener Wundernacht sich niedersenkt in die Seelen der Müden und Beladenen, und der Engel der Barmherzigkeit brachte ihm sein Weihnachtsgeschenk: lindernde Thränen.

Seit jener Stunde konnte der Einsame und Beraubte weinen. „Das göttliche Erbarmen des Christkindes hat ihm die Schmerzensbürde von der Seele genommen," sagte der fromme Herder. Christian Bach freilich meinte: „Die heilige Cäcilie hat ihrem Getreuen geholfen!" Gewiß ist es, daß die Musik seit jenem Weihnachtsabend wieder ihre alte Macht an dem Grafen bewährte: sie durfte ihn zerstreuen und trösten.

Aber am nächsten Christabend blieb es still und dunkel im Waldhause: der Verlassene feierte das heilige Fest unter den Seligen. Das irdische Theil des Grafen Wilhelm ruhte neben den Geliebten in der Waldgruft, und seine Seele stimmte mit seinen Engeln ein in das jubelnde:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.